Dramatische Werke

von

Robert Prutz.

Robert Prutz'

Dramatische Werke.

Vierter Band.

Moritz von Sachsen.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1849.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten.

Von

Robert Prutz.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1849.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Einleitung.

Indem der Verfasser des vorliegenden Stückes dasselbe dem Publikum hiermit in dritter Auflage übergiebt, hält er es für angemessen, einige Worte hinzuzufügen über die Zeit seiner ersten Veröffentlichung.

Seiner Veröffentlichung, sage ich, nicht seiner Entstehung. Denn wie schon bei einiuen Stücken dieser Sammlung, so auch bei dem Moritz von Sachsen hat zwischen Entstehung und Veröffentlichung eine längere Reihe von Jahren gelegen. — Die erste Ausarbeitung des Stückes war bereits im Jahre 1835 vollendet, und wie es öfters geschieht, daß die ersten Einfälle die glücklichsten, und Veränderungen, namentlich bei poetischen Werken, nicht immer Verbesserungen sind, so war es auch hiemit der Fall. Ich hatte in diesem ersten Entwurf Karl den Fünften zum Mittelpunkt der Tragödie gemacht, ein Charakter, in welchem in der That die geschichtlichen Conflicte seines Zeitalters sich wiederspiegeln, und der daher bei weitem größern Anspruch

hat, Held eines Drama's zu sein, als Moritz von Sachsen. — Das Stück war ohne Kenntniß der Bühne gearbeitet, mit jener Willkürlichkeit der äußern Anordnung, welche das erste zu sein pflegt, was unsre jungen Dichter aus ihrem Shakespeare lernen, und die gerade für den Anfänger so verführerisch wie gefährlich ist.

Zur Aufführung war es unter diesen Umständen natürlich nicht geeignet. Ich besitze noch, als meine Reliquie, einen Brief des alten Schmidt in Hamburg darüber, dem mein Stück durch gemeinschaftliche Bekannte empfohlen war. Man kann denken, wie dieser alte Erzpracticus damit umsprang. Doch sprach sich noch in den Ausstellungen, die er an meinem Stücke machte und in den Gründen, mit denen er seine Aufführung ablehnte, ein Interesse für die Literatur aus und ein Bestreben, junge Schriftsteller heranzuziehen und zu bilden, das man heutzutage in ähnlichen Schreiben sehr vergeblich suchen würde.

So blieb mir das Stück liegen! und erst im Jahre einundvierzig, als ich überhaupt anfing, mich ernstlicher mit dem Theater zu beschäftigen, nahm ich es wieder in die Hand. Ich hatte mir die Bühne damals bereits etwas näher angesehen, und namentlich auch mit Schauspielern Bekanntschaft gemacht; darunter sehr gebildeten und vorzüglichen, die ich noch jetzt zu meinen liebsten Freunden zähle. Durch sie lernte ich das Theater kennen, nicht nur, wie es hinter den Coulissen, sondern auch wie es davor aussah: ich meine das Theaterpublikum.

Und hier sei eine Bemerkung gestattet, welche, wenn auch zunächst nur an Persönliches anknüpfend, doch einer allgemeineren Giltigkeit nicht entbehren und bei manchen Erscheinungen unsrer Theaterwelt, alten wie neuen, in Betracht kommen dürfte.

Und das ist diese. Der Beifall unsers Theaterpublikums — oder habe ich Unrecht, zu sagen unser? und ist es vielmehr die Eigenschaft jedes Theaterpublikums, ja jedes Publikums überhaupt? . . .

Genug, der Beifall unsers Theaterpublikums ist wesentlich pathologischer Natur; ein eigentliches Kunstinteresse sucht man überall vergebens. Gelingt es Dir nicht, den Zuschauer unmittelbar bei seiner persönlichen Neigung, seiner augenblicklichen Stimmung zu packen, so ist all Deine Anstrengung umsonst. Du wirst vielleicht eine sehr vortreffliche Dichtung liefern, aber niemals ein erfolgreiches Theaterstück; man wird Dein Buch lesen, aber nicht Dein Stück sehen. — Dieses pathologische Interesse geht so weit, daß es in Deutschland bedenklich ist, zu Trägern eines Stückes jemand anders zu wählen, als diejenigen, die schon durch ihr bloßes Auftreten gewiß sind, das Publikum in Bewegung zu setzen: das heißt also, Liebhaber und Liebhaberin. Daß dieses Rollenfach als solches bei uns überhaupt noch existirt, deutet schon auf eine große Verkehrtheit, weniger im Organismus unserer Bühne, als im Geschmack und in der Bildung unseres Publikums.

Die Verkehrtheit wird um so auffälliger, je mehr wir uns doch allmälig eingestehen müssen, daß auch dieses beliebte, dieses bevorzugte Rollenfach, trotz seiner Bevorzugung, bei uns so gut wie ausgestorben ist. Vergebens bei unsern Liebhabern und Liebhaberinnen von heute suchen wir jenen Schwung des Gefühls, jene Flamme der Begeisterung, die das Publikum ehemals in diesen Fächern entzückte, und auf welche die Dichter früherer Zeit bei Anlage ihrer Stücke rechnen durften. Dieses Geschlecht ist zu kalt, zu nüchtern, zu überlegt geworden, vielleicht sogar zu wohlhäbig, zu solid. Die vielen Hofschauspieler haben uns die Schauspieler verdorben, und das wird nirgends bemerkbarer als in diesem Fache. Zwei oder drei Ausnahmen abgerechnet, die wir nicht zu nennen brauchen, weil sie, eben ihrer Seltenheit wegen, allbekannt sind, spielen die meisten unsrer heutigen Liebhaber und Liebhaberinnen nur auf ihr bischen Jugend und ihre zierliche Gestalt.

Und in den meisten Fällen wird man schon von Glück zu sagen haben, wenn die Jugend nicht Schminke, die schöne Gestalt nicht Watte ist.

Aber gleichviel: unser Publikum, wie gesagt, will zu Helden der Stücke Liebhaber sehen und Liebhaberinnen. Dies also war das Erste, worauf meine Freunde vom Fach bei Umarbeitung meines Stückes drangen. Welch ein Einfall, einen alten grauköpfigen Kaiser zum Mittelpunkt eines Stückes zu machen! Nein, jung muß der Held sein, und schön und liebenswürdig...

Weg also auch mit dem historischen Moritz! Oder wenigstens hinweg mit den Schattenseiten, die seinem geschichtlichen Charakter eigenthümlich sind und in denen (muß ich jetzt hinzusetzen) seine eigentliche historische Stellung begründet liegt! Moritz war ehrgeizig, verschlagen, hinterlistig, er war ein Intriguant im großen Stil — aber um des Himmelswillen, wie kann man einen Intriguant zum Helden eines Stückes machen, was beim Publikum gefallen soll? Nein, hier muß Alles ins Schöne gemalt werden, kaum andeuten darf der Dichter die Schwächen seines Helden, statt der Intrigue, die also die Grundlage jenes Charktens bildete, muß ihm eine edlere Empfindung als weibendes Motiv untergeschoben werden. Denn nur für liebenswürd'ge Helden interessirt sich das Publikum, nur edlen Empfindungen applaudirt es. —

Hab' ich eine ästhetische Sünde begangen, indem ich diesen Rathschlägen folgte (und gewiß habe ich es), so möge dies offene Geständniß meine Buße dafür sein. Ich schrieb mein Stück also um. Es geschah im Herbst zweiundvierzig: zu einer Zeit mitten, wo das politische Leben unserer Nation eben im ersten grünen Knospen war. Es wäre überflüssige Mühe, wollte ich die geschichtliche Berechtigung, und damit also auch die Nothwendigkeit dieser Epoche voll Sturm und Drang und hohler Abstraction hier noch erst zu erweisen suchen; jeder, der sich überhaupt auf den Zusammenhang der Geschichte versteht, ist über diesen Punkt ohnehin im Klaren.

Von diesem sehr abstracten, sehr unzulänglichen und dennoch nothwendigen, dennoch geschichtlichen Drange fühlte nun auch der Poet bei Umarbeitung seines Stückes sich ergriffen. Unwillkürlich, wider Wissen und Willen, ging die Stimmung, die ihn unmittelbar umgab, von der er selbst bis zum innersten Blutstropfen sich bewältigt fühlte, über in sein Stück; die Helden des sechszehnten Jahrhunderts verwandelten sich ihm in Personen der Gegenwart.

Sehr undramatisch, ohne Zweifel; vielleicht sogar sehr unpoetisch: aber dennoch, glaube ich, sehr verzeihlich.

Auch stand der Dichter mit seinem Irrthum nicht allein; die ganze Zeit theilte ihn. Das bewies der Erfolg des Stückes, das Niemand unerwarteter war, als dem Verfasser selbst.

Aber auch Niemand peinlicher. Eine kurze Zeit hatte genügt, den Verfasser aus seinem Rausche zu entnüchtern, und ihm die vielleicht schmerzliche, aber gewisse Ueberzeugung aufzudrängen, daß auch die Freiheit eines Volks sich nicht im Flug erobern lasse, und daß, trotz aller Lieder und Gesänge, Jahre würden vergehen müssen, Jahre ernster, mühseliger Arbeit und gewaltsamer blutiger Erschütterungen, bevor das Ziel, dem wir damals so ungeduldig, mit secundlicher Selbsttäuschung entgegeneilten, in der That erreicht sein würde. — Als ich mein Stück zuerst auf den Brettern sah, als aus dem Munde eines Moritz und Johann Friedrich

meine eigene Begeisterung vom Herbst zweiundvierzig mir entgegentönte — möge das Geständniß alle Kritiker versöhnen, die sich damals die sehr überflüssige Mühe gaben, mir die ästhetischen Mängel meines Stückes ausführlich nachzuweisen: denn wer war mehr davon durchdrungen als ich selbst!? — und möge es mir auch die Nebenbuhler versöhnen, denen meine Eintagslorbeern damals so unruhige Nächte machten; mein eigenes Stück machte mir unheimlich zu Muthe; ich erschrak vor dieser Verletzung der geschichtlichen Wahrheit, ich fühlte mich zurückgestoßen von diesem Pathos, das so weit entfernt war von der strengen, ernsten Würde der Tragödie. — Seltsame Fata, die einem deutschen Theaterdichter begegnen können! Ein einziger von meinen dramatischen Versuchen hat beim Publikum einen einigermaßen erklecklichen Erfolg gehabt; und das ist gerade dasjenige meiner Stücke, welches ich selbst am Tiefsten setze.

Nehme man es denn hier als eine Jugendsünde, sowohl des Dichters, wie der Zeit, in der es möglich war, daß ihm dieser Beifall zu Theil werden konnte. — Ich habe es daher auch nicht für zweckmäßig erachtet, irgend wesentliche Aenderungen damit vorzunehmen, so fern das Stück auch meinen jetzigen Forderungen liegt, und so wenig ich selbst damit einverstanden bin. Nur die Rolle des Albrecht, so wie einige Scenen des dritten und vierten Aktes habe ich hier mit den Aenderungen abdrucken lassen, die ich bei Gelegenheit der Wiederaufführung des Stückes in Berlin, im vorigen Sommer,

damit vorgenommen. Ich bemerke dies für die Directionen, welche den Abdruck bei den Aufführungen, die hie und da noch statt finden, benutzen möchten.

Aus demselben Grunde habe ich auch nichts an den Beilagen geändert, mit denen das Stück in der ersten Auflage erschienen, und die sich auch hier wieder abgedruckt finden. Auch sie gehören (und sogar sehr wesentlich) zu dem Stück, das ich überhaupt weniger als Dichtung, denn als Beitrag zur Charakteristik unserer letztverlebten politischen Flegeljahre betrachtet sehen möchte, wenn auch freilich nur ein sehr unerheblicher.

Berlin, im Januar 1849.

Robert Prutz.

Ueber

das deutsche Theater.

Das deutsche Theater.

Das deutsche Theater, nachdem es mehr als ein Menschenalter hindurch den Mittelpunkt unsers geselligen wie literarischen Lebens gebildet hatte, war, etwa seit dem zweiten Decennium des laufenden Jahrhunderts, mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Dieselbe Bühne, der noch wenige Jahre zuvor die vorzüglichsten Geister der Nation ihr Talent und ihren Fleiß wetteifernd gewidmet hatten, wurde bald darauf, zwar nicht ohne Klage, sogar nicht ohne Selbstverhöhnung, wohl aber ohne thatsächlichen Widerstand, der handwerksmäßigen Nachahmung der Fremden, den Trillern der Sänger, den Luftsprüngen der Tänzer, den Capriolen der Affen und Hunde überlassen.

Selbst die ihm am Nächsten standen und die, möchte man meinen, es am Wenigsten hätten verlassen sollen, die Dichter selbst hielten es für vornehm, sich um das

Theater so wenig, wie möglich, zu bekümmern. Wo sie ja in ihren Dichtungen sich der dramatischen Form bedienten, da gingen sie geflissentlich über alle Bedingungen der wirklichen Bühne hinaus; ja es fehlte wenig, so wurde ein Stück um so geistreicher und vortrefflicher gehalten, je weniger es darstellbar und praktisch möglich war.

Die Wissenschaft inzwischen, statt das Bewußtsein der Dichter sowohl wie des Publikums über die eigentliche Sachlage aufzuklären und dadurch den Weg zu neuen Fortschritten anzubahnen, wandte sich in ekler Vornehmheit gleichfalls von der Bühne ab; sie vergaß, daß selbst ein Lessing es nicht unter seiner Würde gehalten hatte, Theaterrecensionen zu schreiben; sie widersprach nicht, sie gab es geduldig zu, daß die Kritik der Bühne in erkaufte und unreine Hände überging.

Was war natürlicher, als daß, unter diesen Umständen, auch die Schauspieler erlahmten und daß jenes Geschlecht großartiger Künstler, von denen unsere Väter mit Entzücken erzählten, in kurzer Zeit und unbeerbt dahinstarb? Der Schauspieler wurde für nichts in Anspruch genommen, als für Schöpfungen der Ohnmacht und der Lüge: was Wunder, daß Ohnmacht und Lüge auch die darstellende Kunst ergriffen, und daß auch hier

die Caprice mit dem Anspruch der Originalität, die rohe Empirie mit dem Anspruch des Genies auftrat?

Das Publikum endlich, dessen Begriff und Recht es ist, den Augenblick zu ergreifen, wie es kann, und, in naiver Genügsamkeit, das Schlechte, das es hat, unbedenklich höher zu schätzen, als das Bessere, das es nicht hat — das Publikum gewöhnte sich, wie an Alles, so auch an dies. Es gewöhnte sich an die schlechten Stücke, es gewöhnte sich an die mittelmäßigen Schauspieler, es gewöhnte sich (und das war von Allem das Schlimmste), die Bühne zu verachten, indem es sie besuchte. — Mit Einem Wort: das deutsche Theater war vogelfrei, es war die anerkannte und zugestandene partie honteuse der deutschen Literatur, und man sprach davon nur, um es zu verspotten.

In diesem Zustande der Dinge scheint in neuester Zeit eine Aenderung eintreten zu wollen. Einige jüngere Schriftsteller, das romantische Dogma von dem Vorzug der unaufführbaren Stücke von sich ablehnend, haben sich, wenn auch vorläufig erst in vereinzelten Versuchen, der praktischen Bühne zugewendet. Die Schauspieler, in dem richtigen Gefühl, daß nur eine Erneuerung der dramatischen Poesie auch der Kunst der Darstellung einen neuen Inhalt und neue Kraft verleihen kann, haben diese Stücke

zum Theil mit Vorliebe gegeben. Das Publikum, von der Idee einer nationalen Bühne entwöhnt und daher nicht recht wissend, was es mit Stücken anfangen soll, die sich nicht blos als Theaterstücke schlechthin, sondern zugleich als Anfänge eines modernen Dramas ankündigen, hat sie ohne Enthusiasmus, mit einer gemischten, wir möchten sagen, argwöhnischen Stimmung, dennoch aber nicht ohne Interesse und zum Theil sogar nicht ohne Beifall aufgenommen. —

Wie nun jedoch stellt die Wissenschaft, wir meinen die wissenschaftliche Kritik, das Urtheil des Aesthetikers und des Literarhistorikers, sich zu diesen Versuchen?

Seltsam genug! Dieselbe Wissenschaft, die es so lange Zeit für eine Erniedrigung gehalten, sich um das Theater der Gegenwart überhaupt nur zu bekümmern, hat unmittelbar, bei dem Erscheinen dieser Versuche, nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihre völlige Unzulänglichkeit mit Gründen zu erweisen.

Dies möchte sein, so lange es sich nur um die einzelnen Versuche als solche handelt. Die Kritik hat das Recht, sogar die Pflicht, überall nur den höchsten Maßstab anzulegen: und wer von den jüngsten Dramatikern wäre kindisch genug, zu glauben, daß er diesem Maßstabe genug gethan?

Allein die Kritik geht weiter: sie läßt den Anfang auch nicht als solchen gelten, sie will uns verbieten, diese Versuche überhaupt zu machen, sie erklärt dies ganze Bemühen, die Entwicklung des deutschen Dramas in erneuten Fluß zu bringen, für ein unüberlegtes, unzeitiges und unmögliches Unternehmen: nicht bedenkend, daß sie eben durch die Ehre ihrer Opposition die Vermuthung hervorruft, als ob dies Bemühen doch nicht ganz so widersinnig, nicht ganz so unerheblich sein könne, wie sie uns überreden will. Denn würde sie wirklich gegen Windmühlen noch kämpfen? Im Gegentheil, gerade in dieser Opposition, die sich dagegen erhebt, in diesem Kampf der Meinungen, zu welchem die neuesten dramatischen Versuche die Veranlassung geben, erblicken wir nicht nur ein gewisses Unterpfand dafür, daß diese Versuche in der That der Anfang, sei es auch der sehr dürftige, sehr unscheinbare, einer neuen Entwicklung sind, sondern zugleich das geeignetste Mittel, die ganze Angelegenheit aus ihrer bisherigen literarischen Isolirtheit herauszuheben und zu einer Angelegenheit des Volkes und der öffentlichen Meinung zu erweitern.

Indem der Verfasser dieser Zeilen nun im Begriffe steht, die verschiedenen Ansichten, welche dabei bis dahin zu Tage gekommen sind, im Nachstehenden einer flüch-

tigen Prüfung zu unterwerfen, fühlt er sehr wohl, daß bei diesem Vorhaben gerade ihm persönlich ein Vorurtheil der Leser im Wege stehen wird. Denn wird man nicht aus dem zufälligen Umstande, daß der Verfasser dieses Aufsatzes selbst mit ein oder zwei Stücken an den in Rede stehenden Versuchen Antheil genommen, sich zu dem Argwohn berechtigt halten, als ob es sich hier nur um eine oratio pro domo handle? Wird man zwischen jenen poetischen Productionen und diesen kritischen Betrachtungen nicht noch andere Zusammenhänge wittern, als den sehr allgemeinen und sehr natürlichen, daß der Poet über sich selbst und sein eigenes Treiben ins Klare zu kommen und den Instinct des Talentes zu einer freien That des Bewußtseins zu erheben sucht?

Gegen diesen Argwohn mag denn gleich an der Spitze des Aufsatzes das Bekenntniß schützen, daß der Verfasser, wiewohl selbst einigermaßen ein Stück Poet, doch vollkommen die Meinung derjenigen theilt, welche die Poesie der Gegenwart nicht mehr unter die vorzugsweise berechtigten Mächte der Zeit zu zählen vermögen.

Mit anderen Worten: unsre Zeit kommt in der Poesie zu keiner völligen Befriedigung, jene glückliche Uebereinstimmung des allgemeinen Bewußtseins mit dem besonderen Ausdruck der Kunst, jene volle Sättigung des

Inhalts und der Form, welche es eben ist, was einer Literatur den Charakter des Klassischen verleiht, fehlt unsrer Dichtung; die Poesie ist in diesem Augenblick nur noch ein apanagirter Prinz, und es wird langer Kämpfe und großer Umwälzungen bedürfen, um sie auf den ehemals besessenen Thron wieder zurückzuführen.

Doch über dies und Aehnliches findet sich wohl im Folgenden die geeignetste Gelegenheit, sich ausführlicher auszusprechen; hier mag es einstweilen zur Probe dienen, ob dieser Aufsatz noch etwas Anderes sein soll, als nur eine Schutzschrift.

Es sind nun hauptsächlich drei verschiedene Ansichten, welche gegen den Versuch einer Wiederbelebung der deutschen Bühne geltend gemacht werden.

Die verbreitetste und doch bei Weitem unbedeutendste von ihnen ist diese, daß es seit Goethe und Schiller mit der deutschen Poesie überhaupt, und folgerecht also auch mit dem deutschen Drama, aus und vorüber sei. Mit diesen Beiden, sagt man, hat sich der deutsche Genius erschöpft; sie waren das Höchste und Aeußerste, was wir in der Poesie vermochten; alle Nachfolgenden sind nur Epigonen, die es mit aller Anstrengung doch zu keinem wirklichen Effect mehr bringen können.

Diese Ansicht war so recht eigentlich die Ansicht des

deutschen Philisters, bis neuerdings einige geistreiche, aber zu Paradoxen geneigte Männer ihr die Ehre angethan haben, sie, durch einige Scheingründe aufgestutzt, für sich zu adoptiren. Sie zu beweisen durch etwas Anderes, als durch die Thatsache, daß seit Schiller und Goethe kein Dichter wieder eine so allgemeine und ungetheilte Anerkennung des Publikums gefunden, möchte leichtlich seine Schwierigkeiten haben. Indeß auch jene Thatsache beweist nicht mehr, als Thatsachen zu beweisen pflegen. Man muß sie zugeben, gewiß: aber wie nun, wenn seitdem die ganze Stellung der Poesie zum Publikum eine andere geworden? wenn ein so allgemeiner und widerspruchsloser Beifall von einem einzelnen Dichter heut zu Tage überhaupt nicht mehr zu erreichen steht, nicht darum bloß, weil unsre Poeten specifisch unfähiger geworden, sondern vielmehr, weil die Poesie selber aufgehört hat, sich einer so allgemeinen und widerspruchslosen Geltung zu erfreuen, wie ehemals?

Doch wir können dies einstweilen dahingestellt sein lassen. Für jeden Fall haben die Bekenner dieser Ansicht sich selbst das unglücklichste Terrain gewählt, sobald sie ihre Behauptung auf dem Gebiete gerade des Dramas erhärten wollen. Nämlich nur zweierlei ist möglich. Sind Schiller und Goethe schlechthin und ohne alle

Appellation an die Zukunft die vollkommensten deutschen Dichter und mithin auch ihre Dramen das Aeußerste, wozu wir es in dieser Sphäre zu bringen im Stande sind: so müssen entweder diese Dramen überhaupt den Gipfel der dramatischen Kunst erreichen, sie müssen schlechthin vollkommene und absolute Schöpfungen sein: oder wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Goethe-Schiller'schen Dramen der Idee der dramatischen Kunst keineswegs völlig genügen, nichts desto weniger aber die besten Dramen sind, zu denen wir es bringen können, so heißt dies nichts Anderes, als daß der Deutsche überhaupt unfähig ist, in der dramatischen Poesie jemals etwas Bedeutendes und Vollständiges zu leisten.

Wer das Erstere behaupten und also das Goethe-Schiller'sche Drama als das absolute und unbedingt vollkommene präconisiren wollte, der würde (um uns auf die Frage, ob dergleichen absolute Poesien überhaupt denkbar und wirklich sind, hier noch gar nicht einzulassen) mit seiner Behauptung ohne Weiteres an dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit, dem naiven und vorurtheilsfreien Geschmack unsers Publikums zu Schanden werden.

Denn so unbestreitbar groß, so innig und aufrichtig die Liebe auch ist, welche diesen beiden Dichtern durch-

gehends, in ganz Deutschland, von allen Ständen, allen Altern und Geschlechtern gezollt wird, so unfähig fühlt sich das Publikum dennoch, gerade ihren Dramen, wenn sie zur Aufführung gelangen, den unbedingten Geschmack abzugewinnen und diejenige vollständige Befriedigung in ihnen zu finden, die eine frühere Generation darin gefunden hat und die jedes vollkommene Kunstwerk in der That gewähren muß. Wohl schon jeder Einzelne von uns wird es an sich selbst erfahren haben, wie der jugendlich blinde Enthusiasmus für diese Dramen allmälig unserer reiferen Bildung, unsern erhöhten Anforderungen gewichen ist: und die sparsam gefüllten Bänke, vor denen diese Stücke gespielt zu werden pflegen, liefern den Beweis, daß auch mit dem Publikum im Großen eine ähnliche Umwandlung oder Fortbildung, wie mit uns Einzelnen, vorgegangen ist.

Aber auch der Aesthetiker, falls etwa dieser die höhere Instanz bilden soll, an welche man von dem naiven Geschmack des Publikums zu appelliren hat, dürfte in Verlegenheit sein, wie er z. B. die lyrische Innerlichkeit der Goethe'schen, oder den ermüdenden Sentenzenreichthum der Schiller'schen Dramen mit den höchsten Gesetzen der Kunst aussöhnen, oder etwa die Composition des Götz und des Wallenstein, die Roheit der Räuber, die drama-

tische Armuth des Tasso, die schiefe Auffassung des Tell u. dergl. m. uns als klassisch zurecht construiren soll.

Es würde also, zur Vertheidigung der obigen Ansicht, da man so wenig die Mängel und Beschränkungen dieser Dichtungen läugnen kann, als es uns einfällt, ihre einzelnen unübertrefflichen und unvergänglichen Schönheiten zu läugnen, wohl nichts Anderes übrig bleiben, als dem Deutschen die Befähigung, im Drama etwas Tüchtiges und einigermaßen Vollendetes zu leisten, überhaupt und für alle Zeiten abzusprechen.

Allein man gebe wohl Acht, was man damit thut. Die Poesie eines Volkes ist zugleich sein Leben, es ist der ideale Ausdruck seines Daseins und daher nichts Geringeres, als die untrennbare Hälfte seiner eigenen Existenz. Was ein Volk für die Wirklichkeit des politischen Daseins erwirbt, das erwirbt es zugleich für seine Poesie: und umgekehrt, was ihm in der Poesie unerreichbar bleibt, das kann es auch in der Praxis seines Lebens nicht gewinnen.

Nun aber ist die dramatische Dichtung überhaupt die Spitze und reifste Blüthe aller Dichtung; sie ist die wahre Poesie der That und des vollendeten Bewußtseins. Einem Volk daher, dem man die Befähigung abspricht, diese höchste Aufgabe der Poesie zu lösen, dem spricht man

eben dadurch auch die Fähigkeit ab, den höchsten Aufgaben des Lebens, den höchsten und wichtigsten Anforderungen der Geschichte zu genügen. Um diesen Preis aber wäre die Klassicität unsrer beiden Dichter doch wohl etwas zu theuer erkauft.

Nichts desto weniger fehlt es nicht an einer gewissen zweiten Ansicht, welche dies Dogma von der dramatischen Impotenz der Deutschen allerdings angenommen hat. Nicht zwar zu Gunsten Schiller's oder Goethe's: vielmehr hat das Goethe-Schiller'sche Drama unter den Romantikern (denn mit diesen haben wir es gegenwärtig zu thun) von alten Zeiten her seine unnachsichtigsten Beurtheiler, seine eifrigsten Widersacher gezählt.

Nämlich sie argumentiren folgendermaßen. Das deutsche Volk, sagen sie, wie es in der Politik nicht das Volk des Handelns sei, so habe es auch in der Poesie kein eigenes Drama jemals zu erwarten. Non omnia possumus omnes: und daher das Drama der Deutschen sei Shakspeare, der Dichter eines verwandten, ursprünglich germanischen Stammes. Woher sonst auch diese außerordentliche und allgemeine Verehrung, welche Shakspeare bei uns genießt? Woher der Enthusiasmus, mit dem wir ihn aufgenommen, die Innigkeit, mit der wir uns in ihn hineinempfunden haben? Woher vor Allem

dieses gründliche und vollkommene Verständniß des Dichters, durch welches die Deutschen alle andern Nationen und sogar die eigenen Landsleute des Dichters übertroffen haben? Beweist dies Alles nicht, daß Shakspeare mehr für uns geschrieben hat, als sogar für die Engländer? Ja, wenn Fleiß, Liebe und Verständniß ein geistiges Eigenthumsrecht verleihen, warum sollen wir Bedenken tragen, dieses Recht auch an Shakspeare geltend zu machen und uns in dem Mitbesitz dieses ureinzigen Poeten über alle sonstigen Lücken und Schwächen unserer eigenen dramatischen Literatur bona fide zu beruhigen? —

Nun wäre Shakspeare allerdings ein vortrefflichr Ersatzmann, mit dem wir uns schon begnügen könnten, wenn es nur überhaupt möglich wäre, daß jemals ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ja nur ein Mensch dem andern in Sachen des Geistes in der Art vorarbeiten könnte, daß der Spätergeborene die Errungenschaft seiner Ahnen, wie ein ererbtes Kapital, ohne eigene Arbeit, ohne eigene That gemächlich antreten dürfte.

Aber im Dienst des Geistes werden keine Ersatzmänner angenommen; nur die Früchte, die ich wirklich aus meinem Innern hervorgebracht, sind wahrhaft mein, nur sie vermögen meinen Hunger zu befriedigen und meinen Durst zu löschen.

Und doch ist das nur der kleinere Irrthum, weil derjenige, der am Offensten zu Tage liegt. Der Hauptirrthum besteht auch hier darin, als ob jemals irgend ein Dichter, und also in diesem Falle Shakspeare, absolut und ewig, mithin für jede Zeit und für alle Nationen gleichmäßig genießbar und lebendig sein könnte. Dies ist der gefährlichste Irrthum von allen, indem er die nothwendige Voraussetzung aller Geschichte, den Begriff der Entwicklung und des geistigen Zusammenhangs, vernichtet. Es ist, so zu sagen, eine katholische Aesthetik, die sich in dieser Absicht offenbart: eine Aesthetik nämlich, die eine Infallibilität gewisser Poeten voraussetzt und statt der Freiheit des Begreifens, die der wahre Kern alles ästhetischen Genusses ist, vielmehr den Geist in dumpfer Bewunderung, sklavischer Anbetung gefangen nimmt.

Vielmehr auch Shakspeare, wie Alles, was die Geschichte kennt, ist nur ein Moment der Entwicklung und nicht mehr. — Wie man aber in der Wirklichkeit des Lebens vernünftiger Weise von keinem Menschen mehr erwarten noch verlangen kann, als daß er den Platz ausfüllet, auf den er sich gestellt sieht, und sich in Gesinnung und That als ein Kind seiner Zeit und seines Volkes ehrlich beweiset: so giebt es auch für den Poeten keine höhere Auf-

gabe, als ein Organ und Bild der bestimmten Zeit und der einzelnen Nation zu sein, in der er lebt.

Auch wird die Poesie dadurch ihres allgemeinen und (wie man zu verlangen pflegt) kosmopolitischen Charakters keineswegs beraubt. Dieses Reich des Geistes, in welches der Dichter die Erscheinungen seiner Wirklichkeit hinüberrettet, diese Sphäre der Kunst und des Schönen, zu welcher er sie erhebt, ist eben jene allgemeine und ewige Heimath, zu welcher alle Zeiten und alle Nationen gleichmäßig Zutritt haben. Der Stoff dagegen und die Elemente seiner Dichtung, die Voraussetzungen und Grundlagen seiner Bildung, die Form seiner Darstellung, das Alles ist und bleibt positiv historisch und dem Wechsel der Zeit sowie dem Einfluß der verschiedenen Nationalitäten unterworfen.

Von absoluten Dichtern daher, das heißt von solchen zu reden, welche zu allen Zeiten volle Geltung haben und jederzeit, von allen verschiedensten Völkern, mit Haut und Haar ohne Weiteres genossen werden können, ist nicht mehr und nicht weniger, als eine Thorheit. Es kann im Gegentheil jeder Dichter und jedes Kunstwerk in einer späteren Zeit und unter einer fremden Nation nur von denen wirklich genossen werden, die zu dem künstlerischen Genuß das historische Verständniß mit hinzubringen. Dies

gilt von Homer und Sophokles so gut, als von Dante und Calderon: und ebenso von Shakspeare.

Ja gerade an Shakspeare, was ist es denn eigentlich, was wir bewundern, und wodurch er allerdings der dramatische Lehrmeister aller Zeiten und Nationen geworden ist? Ist es nicht eben dies wahrhaft göttliche Talent, mit welchem er die Elemente seiner Zeit und seiner Umgebung im Drama verarbeitet und, ohne Beimischung abschwächender, abstracter Allgemeinheiten, in voller, plastischer Rundung zur Darstellung gebracht hat?

Eben darum jedoch kann auch der Genuß dieses unvergleichlichen und göttlichen Dichters seiner Natur nach weder für die Engländer des neunzehnten Jahrhunderts, noch gar für uns ein unvermittelter und allgemeiner sein. Es kann daher in ihm auch kein lebendiges Bedürfniß unsrer Gegenwart seine vollständige Befriedigung, noch unsere Zeit, mit ihrem neuen und deutschen Inhalt, in ihm ihren dramatischen Ersatz und Ausdruck finden. —

Indeß auch auf diesen Einwand werden unsere Gegner ihre Antwort bei der Hand haben. Sie geben zu, sogar sie freuen sich und rühmen es an Shakspeare, als etwas Großes und eine neue Gewährleistung seines „unsagbaren" Genies, daß er unmöglich Allen verständlich und genießbar sei. Das Vortrefflichste, sagen sie

ist stets nur für eine kleine Gemeinde bevorzugter Geister: und so bleibe auch Shakspeare nur für die Crême der ästhetischen Bildung. Dagegen das Drama des Volks, überhaupt das specielle deutsche Drama ist gefunden in — Iffland, in Kotzebue, in der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" und im Allgemeinen in allen denen, die unsern deutschen Familienjammer, unsre häusliche Beschränktheit, unsre gesellige Misere auf die Bretter bringen.

Denn dies, fahren sie fort, ist in Wahrheit der Inhalt des deutschen Geistes. Wir haben keine Flotten, die die Welt für uns erobern und die Meere uns zinsbar machen, wir haben keine Heere und keine Feldherren, denen wir Triumphthore bauen könnten, wir haben keine großen historischen Erinnerungen, an deren Sonnenglanz wir uns weiden dürften, wir haben keine mächtigen Parteien im Lande, deren Streit und Widerstreit jeden Geringsten im Volk mit dem Gefühl historischen Lebens durchzuckt, wir haben und wollen keine politischen Freiheit: wir sind Deutsche, das Volk der Gemüthlichkeit, der Häuslichkeit, der Familienidylle; weder verstehen wir Thaten zu thun, noch wollen wir Thaten und Handlungen und die großen Entscheidungen der Geschichte auf unseren Bühnen sehen.

Daher, sagen sie weiter, hat auch das große Publikum nicht blos neben Goethe und Schiller, welche, abweichend von der eigentlichen nationalen Bestimmung, den Versuch des historischen Dramas machten, immer noch seinen Iffland und Kotzebue treulich verehrt und in gefülltem Hause reichlich beklatscht: sondern auch jene Versuche sind völlig isolirt geblieben und haben keine nur einigermaßen würdige Nachfolger gefunden. Im Gegentheil Alles, was nach Schiller von den Brettern aus die Menge noch ergriffen und gefaßt, hat dies nur dadurch vermocht, daß es von dem Schiller'schen Ziel wieder abgelenkt hat und, zum Theil auf den wunderlichsten Umwegen, durch die gewaltsamen Effecte der Schicksalstragödie, ja zum Theil in der Schiller'schen Form selbst, nur ohne ihren Inhalt, immer wieder in die thränenreichen Spuren des häuslichen Jammers zurückgekehrt ist.

Darum, fahren sie fort, kann von einem Fortschritt, den das deutsche Drama gemacht hätte, in Wahrheit keine Rede sein. Selbst diejenigen, die in diesem Augenblick mit dem sogenannten socialen Drama eine neue Epoche unsrer dramatischen Kunst herbeizuführen wähnen, sind in einem sehr großen Irrthum befangen, wenn sie die Wirkung, welche man diesen Stücken zum Theil

nicht abläugnen kann, ihrer vermeintlichen modernen Bildung und den historischen Tendenzen beilegen, die sie in ihren Stücken zu verarbeiten suchen, und nicht vielmehr der melodramatischen Sentimentalität, dem Thränenjammer, den Ehestandsscenen, Kassendefecten und unglücklichen Liebschaften, welche die eigentlichen Fäden dieser modernen Gewebe bilden.

Und fassen wir (schließen sie endlich) nun wirklich einmal das Goethe-Schiller'sche Drama ins Auge, wie gering in Wahrheit ist auch hier das historische, das eigentlich dramatische Element! Schiller's Wallenstein, ganz abgesehen von dem Formlosen der Composition, ist er nicht bei Weitem mehr Hausvater, als Feldherr? viel mehr sentimentaler Träumer, als der nüchterne Mann der That, der die Armeen aus dem Boden stampft und vor dessen übergreifendem Genius der Kaiser selbst sich nicht anders zu retten weiß, als durch Meuchelmord? Die historischen Gegensätze des dreißigjährigen Krieges, wie fern, wie leise, wie losgelöst von dem übrigen Drama spielen sie in das Stück hinein! und wie breit dagegen, in thränenreicher Ausführlichkeit, stellt sich die sentimentale Liebesscene zwischen Max und Thekla in den Vorgrund! Selbst im Tell, der für ein politisches Stück par excellence gilt, liegen die eigentlichen Motive viel-

mehr in der Sphäre der Familie; sogar Don Carlos, den man als die Tragödie der Freiheit zu definiren pflegt, war von dem Dichter selbst ursprünglich auf ein „Familienstück am Hofe“ angelegt.

Nicht günstiger läßt sich über den dramatischen Gehalt der Goethe'schen Stücke urtheilen. Götz verschwindet gegen Weißlingen und Adelheid; im Egmont ist es nur das einzelne Subject mit seinem individuellen Pathos, seinem lockern Blut und den sentimentalen Abenteuern seiner Liebe, was zur Darstellung gelangt, keineswegs die niederländische Freiheit selbst und die große That ihrer Vertheidigung, was doch der wahre historische Boden des Stücks gewesen wäre; Tasso ist viel weniger ein Drama, eine dialogisirte Novelle, ein Abschnitt des Goethe'schen Tagebuchs, in dramatische Form gekleidet u. s. w. Mit Einem Wort: man beweist uns, daß auch die Goethe-Schiller'schen Dramen keine wahren Dramen sind, daß die deutsche Dramatik überhaupt, vermöge innerer Naturbestimmung, über Iffland und Kotzebue nicht hinauskommen kann, und daß daher alle diejenigen, die an dieser Speise keinen Geschmack finden, sich in den Schooß des alleinseligmachenden Shakspeare zu flüchten haben.

In diesem dramaturgischen Katechismus der Romantik nun (und wir haben ihn so ausführlich geliefert,

weil die Romantik gerade in diesem Augenblick wieder einen entschiedenen praktischen Einfluß auf die Leitung unsrer bedeutendsten Bühnen zu gewinnen droht) mischt sich Wahres und Falsches auf die wundersamste Weise.

Richtig ist es zunächst, das das Drama nur bei solchen Völkern und in solchen Zeiten zur Reife kommen kann, in denen das historische oder genauer zu sagen: das politische Bewußtsein unangefochten und siegreich zu Herrschaft und Anerkennung gelangt.

Denn wie oben bereits angedeutet wurde: die Poesie eines Volkes ist nichts Vereinzeltes und Willkürliches sie ist nicht ein zufälliger äußerlicher Schmuck, mit dem sich eine Nation ihr Dasein nur beliebig aufputzen und verschönern will: sondern sie ist das Herz des Volkes selbst, von dem Blut seines Geistes durchflossen, erschüttert und belebt von dem Pulsschlag seiner Historie, mit ihr blühend und mit ihr welkend.

Das Drama nun, wie wir gleichfalls schon ausgesprochen haben, ist die höchste und vollendetste unter den Gattungen, oder besser gesagt: unter den Entwicklungsstufen der Poesie, der Complex und Inbegriff der gesammten Dichtkunst. Mithin wird sich dasselbe erstlich nur da entwickeln können, wo ein geschichtliches Leben und eine vollständige politische Entwicklung im Volke

selbst vorhanden ist; und zweitens auch hier nur dann und in den Zeiten, in denen ebenso, wie das Drama die reiffste Frucht der Dichtung bildet, auch dieser historische Kern und Inhalt des Volkes zu einer reifen und greifbaren Frucht gediehen ist. Völker daher, die keine selbständige geschichtliche Entwickelung genommen, keinen eigenen Sitz im Areopag der europäischen Menschheit sich erworben haben, besitzen auch entweder gar kein Drama oder nur fragmentarische Anfänge, die im besten Falle den begünstigten, welthistorischen Nationen als ein formales Bildungsmittel dienen, auf eine selbständige und dauernde Geltung jedoch keinen Anspruch machen können. So die italienische Literatur, die niederländische, die dänische und die schwedische. — Aber auch in Griechenland war es erst der Tag der salaminischen Schlacht, wo Aeschylus kämpfte, Sophokles im festlichen Chor der Siegesfeier tanzte, und gleichzeitig Euripides geboren ward; auch die Wunderblume der Calderon'schen Dichtung entfaltete sich erst auf der Mittagshöhe der spanischen Monarchie; auch Shakspeare lebte erst unter dem glorreichen Regiment der Elisabeth, der gefeierten maiden-queen, unter deren blühendem Scepter die Grundlage der englischen Weltmacht gelegt ward und die spanische Armada in den Wellen versank.

Hieraus ergiebt sich nun auch, warum weder Goethe noch Schiller im Drama das wahre Ziel erreichen und den vollen Preis gewinnen konnten.

In Goethe's Zeitalter hatte in Deutschland, sowohl in der Praxis des Lebens als in der Literatur, sich das Subject erst loszuringen von der unwahren Tradition, der verknöcherten Convenienz der geselligen sowohl als der poetischen Formen. Die Grundlage der Goethe'schen Poesie ist der Egoismus des schönen Subjects; die Geschichte mit ihren unerbittlichen Forderungen ist ihr fremd, sogar unbequem und widerlich. Daher nicht die lebendige Bewegung des Drama, sondern die schöne Selbstsucht der Lyrik, die quietistische Breite des Epos sind die wahren Glanzpunkte der Goethe'schen Dichtung.

Schiller hatte diesen einseitigen Standpunkt allerdings schon überwunden: aber mehr erst an sich, als daß es ihm gelungen wäre, die abstracten Forderungen seines Bewußtseins durch concrete Schöpfungen seines Talentes wirklich zu befriedigen. Daher in seinen Tragödien das Princip allerdings jederzeit das großartigste und von ächtem dramatischen Leben ist; in der Ausführung bleibt jedoch er oft noch hinter sich selbst zurück und füllt den neuen Wein in alte Schläuche. Er ist größer durch die Sphäre, die er unsrer Poesie zuerst

erobert, als durch die Thaten, die er innerhalb dieser Sphäre wirklich geleistet uud vollbracht hat. Daß diese Keime, die er ausgestreut hat, reifen, das ist unsere Sache, es ist die Sache unsrer Zukunft, welche, nach vielen trüben, trostlosen Tagen, in ihrem dunklen Schooße gewiß auch einen hellen Tag der Freiheit und des vollen historischen Daseins für uns verbirgt. — Mit der Sonne dieses Tages wird auch die Knospe unsres Dramas reifen und es wird Schiller'sche Aussaat sein, was die Nachwelt alsdann einerntet!

Es ist daher ganz richtig, daß, wie die Romantiker mit Schadenfreude behaupten, das Goethe-Schiller'sche Drama das wahre Drama noch nicht ist. Unrichtig dagegen ist es und Versündigung gegen den Genius dieser Dichter, und insbesondere gegen den Genius Schiller's, ja eine Versündigung gegen den Geist des deutschen Volkes und den Geist der deutschen Geschichte überhaupt, wenn sie, die Gewährleistung künftiger Entwicklung verkennend, welche in diesen Anfängen liegt, dem deutschen Geist schlechthin die Fähigkeit der dramatischen Schöpfung absprechen.

Es ist ferner richtig, daß im deutschen Drama bisher hauptsächlich nur die Sphäre des Familienlebens zur

Darstellung gekommen ist und daß in der That Iffland und Kotzebue zur Stunde der vollkommenste dramatische Ausdruck unseres Lebens sind. Allein es ist unrichtig und thöricht, daß die Romantiker in diese Bemerkung eine spöttische Geringschätzung dieser beiden Schriftsteller mischen und auf ihre Leistungen, wie auf etwas Geringfügiges und Unebenbürtiges, vornehm herunterblicken.

Denn in der geschichtlichen Betrachtung der Literatur (und sie ist die einzig berechtigte) ist das specifische Maß des Talentes, die besondere Gabe poetischen Vermögens nur ein untergeordnetes Moment; die Hauptsache bleibt immer, wie weit ein Mann und ein Werk sich zum Organ seiner Zeit zu machen verstanden hat, und wie viel oder wenig der Geist seines Jahrhunderts sich in ihnen offenbart. Und da können wir nicht umhin, Iffland und Kotzebue, trotz ihrer handgreiflichen ästhetischen Mängel, sogar weit über die gloriosesten Namen der Romantik zu setzen. Der Jäger, der Herbsttag, die deutschen Kleinstädter u. s. w. gehen doch wenigstens auf Zustände des deutschen Lebens ein, wie geringfügig, wie elend dieselben auch seien: wogegen die genialen Fastnachtsspiele der Romantik vor aller Wirklichkeit ohne Weiteres die Flucht ergreifen, sie verlieren sich ins Blaue, zu Gespenstern und Traumgeschichten, und haben von dem

Leben ihrer Gegenwart, den Interessen ihres Volkes nichts behalten, als die erbärmlichsten literarischen Klatschereien und die ruhmlosen Fehden einer selbstsüchtigen journalistischen Koterie.

Es ist endlich auch dies richtig, daß die neuesten dramatischen Versuche bei dem Familiendrama wieder angeknüpft haben, und daß alle diese Raritäten, die man uns als funkelnagelneue Tendenzstücke verkaufen will, im Grunde nichts weiter sind, als der alte Ifflandische Jammer, neu aufgekratzt und mit einigen modernen Redensarten versehen. — Aber es ist sehr kurzsichtig, hierauf eine Anklage zu begründen. Wer weiter will, muß zuvörderst von dem Punkt ausgehen, wo er bis dahin gestanden hat. Die Wiederaufnahme der Ifflandischen Elemente daher ist den Herren Gutzkow und Halm (denn von diesen beiden kann eigentlich nur die Rede sein, da bisher ihre Stücke allein es zu einem ansehnlichen Theatereffect gebracht haben) vielmehr als ein Verdienst anzurechnen und macht, wie man über die Stücke selbst auch urtheilen möge, zum Wenigsten dem praktischen Blick, wir möchten beinahe sagen, dem industriellen Instinkt dieser Schriftsteller alle Ehre. —

Es bleibt uns nun endlich noch eine dritte Ansicht zu erwähnen, welche bei Weitem die bedeutendste von

allen ist, und der wir uns vollständig anschließen würden wenn sie es nicht selbst verschmähte, sich in denjenigen Einschränkungen zu erhalten, in denen sie allein wahr und richtig ist. Diese Gegner unseres modernen Dramas halten uns weder Schiller und Goethe, noch Shakspeare als den Medusenkopf hin, vor dessen riesigen Zügen unsre Ohnmacht erstarren muß; sie glauben weder, daß das deutsche Drama seine vollkommene Blüthe bereits gehabt hat, noch läugnen sie, daß es eine solche Blüthe künftig einmal haben wird. Aber sie läugnen, daß die Zeit dieser Blüthe jetzt bereits gekommen; sie läugnen, daß es den bestgemeinten Anstrengungen der Gegenwart gelingen werde, sie des Baldigen herbeizuführen; sie sprechen unsrer Zeit überhaupt die Fähigkeit ab, in irgend einem Gebiete der Kunst, und also auch im Gebiete des Drama, irgend welche klassische und wahrhaft vollendete Schöpfungen hervorzubringen.

Und das Alles mit völligem Recht.

Denn eine jede Zeit, wo sie ihren Inhalt in der Kunst fixiren will, muß vor Allem und zuvörderst dieses Inhaltes selber mächtig sein. Das aber ist die allgemeine Krankheit unserer Zeit, daß wir unsern Inhalt wohl in abstracto haben und wissen, aber nicht zu seiner

praktischen Darstellung, zu seinem unmittelbaren Besitz gelangen können. Wir sind umgekehrte Schlemihle, die ihren Leib verloren und nur den Schatten behalten haben. Wir wissen Alle, daß wir frei, einig, tapfer sein sollten — und sind es nicht; wir können Alle den Grundriß unsers künftigen Staatsgebäudes, wie es sein sollte, im Schlaf aufzeichnen — und rühren keinen Stein dazu; wir wissen Alle, wie ein vortreffliches Drama zu machen wäre — und kein Mensch macht es. Kurz zu sagen: wir sind Alle in der Theorie unendlich viel weiter, als wir mit der Praxis nachkommen können. Es ist ein Bruch zwischen den Forderungen unsers Bewußtseins und der Fähigkeit unserer Leistungen, und wir können die Brücke, welche diese Kluft ausfüllen wird, nicht finden.

Eine solche Zeit ist nicht gemacht, in der Kunst, deren Wesen die vollkommenste Harmonie der Idee und der Erscheinung, der Intention und der Ausführung ist, etwas Erkleckliches und wirklich Werthvolles zu leisten. Das sehen wir völlig ein und stimmen daher dem abfälligen Urtheil jener Kritiker, vielleicht mit schwerem Herzen, dennoch von Herzen bei.

Darin jedoch irren diese und nöthigen uns zum Widerspruch, daß sie sich nicht begnügen, die gegenwärtige

Zeit als ein poetisches Interregnum anzuerkennen, sondern daß sie ein förmliches Instititium verlangen und die Poesie, da sie die höchsten Ziele doch einmal nicht erreichen kann, förmlich ausrotten und vernichten wollen. Hört auf zu dichten! macht keine Verse mehr! werdet praktisch, schreibt politische Broschüren: oder wenn Ihr das Versemachen durchaus nicht lassen könnt, so schreibt wenigstens Satiren und laßt die tragische Muse in Ruhe, die durch Eure Umarmungen doch niemals zu einer glücklichen Mutter werden wird!

Aber diese Forderungen sind, geradezu gesagt, kindisch. Es ist eine schulmeisterliche Anmaßung, eine bornirte Verkennung der Geschichte und ihrer ewigen Gesetze, dem historischen Proceß eine beliebige Bahn vorschreiben und der Welt willkürlich befehlen zu wollen, was sie in diesem Augenblick thun und im nächsten lassen soll. Und nun gar auf die Poesie kann kein Volk, das in seiner Entwicklung überhaupt so weit gelangt ist, in der Kunst einen Ausdruck seines Wesens zu suchen, verzichten, selbst wenn es möglich wäre, daß es darauf verzichten wollte. Die Poesie ist der geistige Athemzug der Völker: man kann sich ein wenig erkältet haben, daß Einem das Athemholen sauer wird: aber enfin, man m u ß Athem holen, um zu leben.

Und darum hat auch all dies verdrießliche Gepolter über die schlechten Poesien und über den Verfall unsrer Dichtung im Grunde nichts zu sagen. Die Poesien machen sich nicht selbst, sondern sie werden gemacht von der allgemeinen Mutter aller Dinge, von der Zeit und der Geschichte. Darum wenn der Zeit ihre Dichter nicht gefallen, so greife sie in ihren eigenen Busen und bekenne, daß sie sich selbst auch nicht gefällt. Selbst diese Kritiker, die so weise zu Gericht sitzen, sind sie nicht auch Söhne dieser verderbten Zeit? Haben sie nicht Antheil an der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts? Ist ihre übersättigte, nörgelnde, aberweise Kritik selbst nicht ein ebenso widriges Product der verstimmten Zeit, als die blassen, aufgespreizten, kraftlosen Erzeugnisse unsrer Poeten? Wir sind in der That alle in gleicher Schuld: und darum sollte sich Keiner über den Anderen erheben.

Und endlich ist auch dies ein Irrthum, daß man die Poeten der Gegenwart consequent immer nur auf die Vergangenheit bezieht und niemals auf die Zukunft. Man hat da ein bequemes Wort erfunden: Epigonen — es hört sich an, als wäre es etwas Rechtes, und doch ist es eine Redensart, die das bischen Sinn, welches sie einmal hatte, längst eingebüßt hat. Epigonen? Nein,

vielmehr Progonen sind wir: Progonen einer künftigen reifen und freien Zeit, auf die wir das Auge sehnsüchtig gerichtet haben, ja deren erster herber Keim in eben diesen unvollkommenen Liedern knospet, die Eurem verwöhnten Munde so häßlich schmecken!

Dies nun ist auch die wahre Bedeutung der gegenwärtigen dramatischen Versuche. Sie sind an sich nichts: aber sie bereiten ein künftiges Drama vor, erstlich negativ, indem sie das bisherige erbärmliche Unwesen verdrängen helfen und das Feld aufräumen, auf dem eine spätere glücklichere Muse ihren Siegeseinzug halten wird.

Und sodann auch positiv: indem sie nicht nur einen gewissen Apparat praktischer Erfahrungen und Vortheile sammeln, der unsern künftigen Dramatikern trefflich zu Statten kommen und sie, auf unsere Kosten, vor unzähligen Irrthümern und Mißgriffen behüten wird: sondern auch, indem sie das Publikum allmälig wieder an die Idee einer einheimischen dramatischen Literatur gewöhnen und das Theater, das so lange Zeit lediglich eine Veranstaltung des höfischen Luxus, ein Nothbehelf der fürstlichen Langeweile gewesen, allmälig wieder in den Kreis der nationalen Interessen hineinziehen.

Nur freilich, damit dies Ziel erreicht wird, werden diese Interessen selbst wohl noch eine einigermaßen andere Gestalt erlangen müssen:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in fünf Akten.

Personen.

Karl der Fünfte, römischer Kaiser, König von Deutschland und Spanien.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen, }
Philipp, Landgraf von Hessen, } die Häupter des Schmalkaldischen Bundes.

Sibylle von Cleve, Johann Friedrichs Gemahlin.
Moritz, Herzog von Sachsen.
Anna, seine Gemahlin, Tochter des Landgrafen Philipp.
Elisabeth von Rochlitz, Herzogin von Sachsen (blind).
Albrecht, Markgraf von Kulmbach.
Kardinal Granvella.
Selden, Kanzler des Reichs, Kaiser Karls vertrauter Rath.
Christoph von Carlowitz, Moritz' Kanzler.
Lukas Kranach, der Maler, Bürgermeister von Wittenberg.
Kunz von Rosenberg, des Kaisers Narr.
Oberst von Heideck, Offizier des Moritz.
Ein kaiserlicher Hauptmann.
Hofherren und Hofdamen. Ritter. Soldaten. Dienerschaft.

Der erste Akt spielt in Torgau; der zweite vor und in Wittenberg; der dritte in Augsburg; der vierte in Innsbruck in Tyrol; der fünfte in Nürnberg und auf einem Schlosse des Albrecht.

Beginn der Handlung: 1547.

Erster Akt.

Saal im Schlosse zu Torgau.

Erste Scene.

Johann Friedrich und Landgraf Philipp, im Gespräch, treten ein. Gefolge von Edelleuten, das im Hintergrunde zurückbleibt.

Frie rich.

Er kommt nicht, sag' ich Euch.

Philipp.

Er kommt gewiß!
Hat meine Tochter mir's denn nicht geschrieben
Und zugesagt?

Friedrich.

Hat Eure Tochter das?
Und warum Eure Tochter? warum nicht
Er selber? Wie?

Philipp.

Weil er an einem Fieber
Darniederlag.

Friedrich.

An einem Fieber? So?
Das wird wohl wieder solch ein Fieber sein,
Wie dazumal, als wir nach Weimar ihn
Entboten hatten, auf Jacobi Tag,
Um in verständig brüderlichem Rath
Den traur'gen Stand des Evangeliums
Und unsrer Freiheit dringende Gefahr
Gemeinsam zu erwägen. Wißt Ihr noch?
Da schrieb er auch, er sei am Fieber krank,
Er könne kaum die Feder mehr regieren;
Es thät' ihm leid, es bräch' ihm fast das Herz;
Doch sei es ihm unmöglich zu erscheinen.
Und an demselben Tage, wißt Ihr noch?
Zog er nach Augsburg, an des Kaisers Hof,
Die Schleppe dort der Majestät zu tragen.
Gebt Acht, gebt Acht, er macht's noch einmal so!

Philipp.

Ihr denkt zu bös von meinem Schwiegersohn.

Friedrich.

Bös, sagt Ihr? Bös? Nun, beim allmächt'gen Gott.
So aus der Brust sollt Ihr das Herz mir reißen,
So nur ein einz'ger Tropfen, Einer nur,

Von bösem Blut darin enthalten ist!
Doch das empört mich, einen Mann zu sehn,
An uns gebunden durch jedwedes Band,
Das heilig ist vor Menschen und vor Gott,
Desselben Stamms, wie wir, desselben Glaubens,
Von Einer Luft, von Einem Blut genährt —
Und er verläßt uns! er verräth uns! er,
Der ein Pilot uns soll im Sturme sein,
Er steht dabei und lächelt, wenn wir sinken! —
Seht Ihr das anders?

Philipp.

Allerdings. Ich sehe,
Was, seit die Welt steht, alle Welt gesehn.
Die Jugend ist ehrgeizig; Ehre wächst
Am Nächsten bei der Macht: und darum unter
Die Fittige begiebt sie sich der Macht,
Nicht fragend nach dem Recht. Verdammt daher
Den Moritz, meinen Eidam, nicht zu rasch!
Von kleinem Anfang zögernd ging er aus,
Und es ist billig, daß das Kleine wächst.
Nicht Ihr, noch ich, so sehr ich ihn auch liebe,
Und so gerecht auch unsre Sache ist,
Gesteht es selbst! wir hätten dennoch nie
Zu jener Höhe ihn erheben können,
Auf welche jetzt, gleich wie mit Götterhänden,
Die stolze Gunst des Kaisers ihn gestellt. —

(Zum Gefolge.)

Seht Ihr noch nichts?

Erster Edelmann.

Nichts, mein durchlaucht'ger Herr.

Friedrich.

Gut, rühmt ihn nur, bald wird sich zeigen, wer
Das Rechte traf, Ihr oder ich. Indessen,
Damit das Warten Euch nicht müde macht,
Schaut um Euch! seht, in welche Lage wir
Gekommen sind durch Euren Schwiegersohn,
Und was man darf gewärtig sein von ihm!
Längst, wißt Ihr, war der Kaiser unsers Glaubens
Wie unsrer Freiheit Feind; sein spanisch Herz,
Gewöhnt allein an schweigende Vasallen
Und an der Heil'gen freudelosen Dienst,
Befreundete sich mit dem unsern nie.
Wir wußten das; wir sahen längst voraus,
Daß wir ein Dorn in seinem Auge wären,
Und daß schon längst das Schwert geschliffen war,
Das zwischen uns entscheiden soll. Damals,
Weil Einigkeit die Mutter ist der Macht,
Verbanden wir zu einem Bündniß uns,
Wir allesammt, die wir dem neuen Lichte
Des Evangeliums uns zugewendet,
Und die wir fest entschlossen sind, nicht Einen
Fußbreit zu weichen vor dem Kaiser. Damals
War Moritz auch dabei. Er war noch nicht
Der große Herr, der er seitdem geworden:
Er war ein kleiner, unberühmter Fürst,

Der sich ganz außerordentlich geehrt fand,
In unsern Bund zu treten. Ist's nicht so?

Philipp.

Nicht ganz; doch redet weiter.

Friedrich.

Unser Bündniß
Erschreckte Se. Majestät. Sie wurden
Mit Einemmal ganz überaus leutselig,
Und strichen uns mit Allerhöchster Hand
Den Honigseim gnädigster Redensarten
In unsern Mund. Wer war es damals, sprecht,
Der sich begierig in den falschen Schimmer
Der kaiserlichen Gnade stürzte? Wer verstand es,
Sein Glück zu schmieden in demselben Feuer,
Das seiner Freunde Wohlfahrt fraß? Wer sagte,
Das Bündniß sei nicht länger zeitgemäß,
Wir sollten lieber uns zum Kaiser halten
Und friedlich uns mit ihm verständigen?
So ward der Bund von Eurem Schwiegersohn
Langsam zernagt, so wuchs die Macht des Kaisers,
So brachen unsre Flügel — und so stehn
Heut Ihr und ich, im ganzen deutschen Land
Die Einz'gen wir, der allerletzte Damm,
An dem vielleicht, so Gott uns nicht verläßt!
Die Fluth sich bricht der kaiserlichen Macht. —
Wollt Ihr das auch entschuldigen?

Philipp.

Entschuld'gen?
Es war niemals so völlig, wie Ihr sagt:
Doch wär's gewesen, könnt' ich es begreifen.

Friedrich.

Ich nicht, bei Gott! Begreifen kann nicht ich,
Wie man dem Teufel sich verkaufen kann,
Wenn alle Engel, alle Seligen
Die Hände uns entgegenstrecken! Nein,
Ich weiß recht gut, man schilt mich einen Thoren,
Ich sei ein Schwärmer, sagt man, ein Phantast,
Dem stets das Herz davonrennt mit dem Kopf —
Nun, wenn das ist, so dank' ich meinem Gott,
Daß es so ist! Ich will ein Schwärmer lieber
Und will ein Thor um Gotteswillen sein,
Als daß der Mehlthau Eurer Klugheit je
Des Herzens reine Blüthe mir verdirbt!

Philipp.

Ihr seid ein wackrer Herr, reicht mir die Hand.
Auch sehn wir bald, woran wir sind. Die Zeiten
Sind ernster jetzt, als sonst; wir stehen auf der
Haarscharfen Grenzmark der Entscheidung jetzt,
Wo Schwarz von Weiß, der Morgen von der Nacht,
Vom Guten sich der Böse trennt. Ich hoffe,
Daß ernster ihn die ernste Zeit gemacht,
Und der in guten Tagen uns verließ,

Da wir sein nicht bedurften, gebet Acht!
Jetzt in den schlimmen wird er bei uns stehn.
(Zum Gefolge:)
Seht Ihr noch nichts von meinem Schwiegersohn?

Erster Edelmann.

Nichts, gnäd'ger Herr.

Philipp.

Nun freilich, allerdings,
Der Weg ist schlecht, die Tage sind schon kurz,
Er reist mit seiner Frau, da geht's nicht rasch.

Friedrich.

Du armer Landgraf, was bemühst Du Dich,
Mit linden Worten, die Du selbst nicht glaubst,
Dein eignes Herz zu täuschen, das Dich warnt!?
Ja, geh hinaus! geh, stell' Dich an den Weg!
Sieh Dir die alten müden Augen aus:
Dein Moritz kommt nicht, sag' ich Dir!

Erster Edelmann.

Ich sehe
Staubwolken auf der Straße —
(Man hört Hörnerklang, der sich wachsend wiederholt und allmälig in einen lustigen Marsch übergeht.)

Zweiter Edelmann.

Und das Horn
Des Thürmers schmettert —

Erster Edelmann.

Herzog Moritz sprengt
Dem Zug voran —

Zweiter Edelmann.

Sie reiten in den Hof —

Philipp.

Nun? sagt' ich's nicht?

Erster Edelmann.

Der Herzog springt vom Roß —

Zweiter Edelmann.

Und aus der Sänfte hebt er sein Gemahl —

Philipp.

Mein wackrer Moritz! O ich sagt' es ja . . .

Erster Edelmann.

Sie kommen —

Philipp.

Reißt auf die Thore! alle Thüren auf!
Mein guter Sohn!

(Zum Kurfürsten:)

Nun? und was sagt Ihr nun?
Gelt? Schlaget ein: Ihr habt es gut gemeint —
Ich sagt' es ja, er ist mein wackrer Sohn,
Da, schlaget ein —

Zweite Scene.

Die Vorigen. Moritz, seine Gemahlin Anna am Arme führend. Gefolge. Wie sie eintreten, Tusch; dann schweigt die Musik. Allgemeine Begrüßungen; worauf sich das Gefolge zurückzieht.

Philipp.

Mein Moritz! Theures Kind!

Anna.

Mein theurer Vater! — Endlich, endlich wieder
In Eurem Arm, an Eurer lieben Brust —

Moritz.

Ei grüß' Euch Gott, Herr Vater! Es ward spät,
Die Anna war heut früh nicht wach zu kriegen.
Nun grüß' Euch Gott, Herr Vater! — Werther Ohm,
Habt meinen Gruß! Wie geht's? Was macht die Frau,
Die treffliche Sibylle? Denn Ihr wißt,
Daß ich von alten Zeiten her ihr huld'ge
Mit ritterlichem Dienst — und meiner Frauen
Großgünstiger Erlaubniß. Aber, Oheim,
Ihr seid ein wenig alt geworden.

Friedrich.

Wehe dem,
Deß Locke braun bleibt in so böser Zeit!

Moritz.

Nehmt Euch in Acht, daß unsre Frauen das

Nicht hören, Oheim! — Aber Ihr, Herr Vater,
Ihr seht ja zwanzig Jahre jünger aus,
Als da wir uns zum letztenmal gesehn?
Wie geht's am Hof zu Kassel? Seid Ihr noch
Derselbe Jäger vor dem Herrn, wie sonst?

Philipp.

Derselbe, freilich. Doch ein andres Wild
Zu jagen giebt es —

Moritz.

Wie versteht Ihr das?
Ihr lacht? Ihr schweigt? Und Friedrich beißt die Lippe
Und zupft am Schwert? Laßt uns zur Sache kommen:
Es geht ein seltsames Gerücht im Land,
Das unerhörter Dinge Euch beschuldigt:
Was ist daran? Sprecht offen, werthe Herrn
Eur Name leidet unter dem Gerücht . . .

Friedrich.

Was das Gerücht Euch sagte, weiß ich nicht:
Das aber weiß ich, daß wir Willens sind,
Eur edler Schwiegervater und ich selbst,
Auf offner Wahlstatt, in gerechtem Krieg,
Das schnöde Joch des Kaisers abzuwerfen —

Moritz.

Was für ein Joch? was wollt Ihr von dem Kaiser?
Was that er Euch? Hat er das Vaterland

Nicht groß gemacht und seinen Ruhm erhöht,
Vom fernsten Norden bis gen Afrika,
Wie es nicht war seit Karls des Großen Zeit,
Ein andrer Er und noch ein größrer Karl?!
Die deutsche Krone, die verachtet war,
Ein schnöder Spielball fremder Raubbegier,
Glänzt sie nicht wieder, seitdem er sie trägt,
Als Mittelpunkt und Sonne dieses All?
Ja dürfen wir, seit Karl, als deutscher König,
Die goldenen, die Zügel lenkt der Welt,
Nicht unsers Namens wiederum uns freun,
Und dürfen stolz sein, daß wir Deutsche sind?!

Friedrich.

Allein an unserm Glauben kränkt er uns
Und unterdrückt ihn —

Moritz.

O mein guter Ohm,
Das sind die Stimmen Eurer Geistlichen,
Die Ihr zu viel im Kabinette hört.
Was kümmern uns die theologischen
Spitzfindigkeiten? Diene Jeder seinem Gott,
Wie er's vermag und wie sein Herz ihn treibt.
Doch wär's ein Jammer, wollt' ein Fürst und Herr,
Die wir auf Ruhm und Thaten sind gestellt,
Mit diesen Dingen seine Zeit verlieren.
Nein, Größres giebt es, und nach Einem erst
Bei Allem frag' ich, was ich unternehme:

Das ist mein Deutschland, ist mein Vaterland!
Beweist mir erst, Karl wäre Deutschlands Feind
Und gösse Schmach, wie Macht und Ehre jetzt,
Auf unsers Vaterlandes heil'ge Stirn —
Beim ew'gen Gott! der Erste will ich sein,
Der sich mit Euch zum Krieg verbünden wird;
Ja dieses Schwert, das er mir selbst verliehen,
Als ich in Welschland, im Franzosenkrieg,
Mit meinem Leibe blutend ihn gedeckt —
Ich rennt' es ihm mit Lächeln durch die Brust!
Doch *ehe nicht*. — Und darum warn' ich Euch
Und bitt' Euch drum, mein Vater: trauet nicht
Den ungestümen Worten meines Ohms
Und der entsetzlich folgeschweren That,
Der unermeßlichen, in die er Euch
Verstricken will!

Philipp
(der sich bisher meist mit seiner Tochter beschäftigt und erst gegen Ende des Gesprächs demselben zugewendet hat).

O nun halt ein, mein Sohn!
Das geht nicht an, daß Du mich lehren willst,
Was meine Pflicht ist und mein Recht zu thun,
Und meine besten Freunde mir verklagen.
Ich bin ein alter Mann, mein Sohn! *Hab'* ich
Gewählt, siehst Du, dann *hab'* ich es. Der Krieg
Ist unvermeidlich: und so frag' ich Dich,
Mit runden Worten, ob Du theilen willst
Gefahr und Vortheil dieses Kriegs, zu welchem

Dein Glaube Dich, das Beispiel Deines Hauses
Und minder nicht Dein eigner Nutzen treibt.
Doch willst Du's nicht, ja willst Du wirklich lieber
Hofjunker werden bei der Majestät
Von Spanien mit den geschlitzten Aermeln,
In die sie unsre edlen Freiheiten,
Die Privilegien und Provinzen steckt:
Wohlan, mein Sohn . . . Doch nein! es geht ja nicht!
Du kannst ja nicht zum Schelme werden wollen
An Deiner Freiheit, Deinem Vaterland! —
Doch wie Du willst, ich rede Dir nicht zu . . .

Anna.

Mein theurer Vater — mein geliebter Mann —
Reicht Euch die Hand! Dies ist kein gut Gespräch,
Mit dem man sich beim Wiedersehn begrüßt —
Von etwas Anderem!

Moritz.

Und wär' es so,
Und gäb's zu klagen über Dies und Jenes:
Habt Ihr den Born der Güte denn erschöpft?
Seid Ihr zu Rande? ganz hinausgestoßen
Auf diese letzte blutige Entscheidung?

Friedrich.

Wir sind es: ganz.

Moritz.

Ich glaub' es nicht, nein, nein!

Es kann nicht sein! Versucht es noch einmal,
Ich selber will für Euch zum Kaiser gehn —

Philipp.

Ich danke Dir. Ich habe einen andern
Fürsprecher, welcher sichrer ist: mein Schwert.

Moritz.

Allein bedenkt das Beispiel, theure Herrn,
Bedenkt die höchst gefährliche, die Lehre,
Die Ihr den Völkern gebt! Ihr wißt es selbst:
Die Welt ist nicht die alte, wie zuvor;
Es giebt viel Unzufriedene, Viele giebt es,
Die neue Dinge sinnen, die gerüstet
Zu Bette gehn, ja die um Mitternacht
Vom Lager fahren und mit gier'gem Ohr
Hinaus sich lehnen in die stumme Nacht,
Daß sie die Lärmkanone nicht verschlafen:
Und einer Pulverkammer gleicht die Welt.
Werft nicht Ihr selber, ich beschwör' Euch drum!
O nicht den Funken werft Ihr selbst hinein,
Der Euch und uns und das ehrwürd'ge Reich
In Einem Aufruhr in die Lüfte sprengt!
Denkt an die Bauernkriege! Wie solln sie,
Die Hungernden, die Bettler, die Geplagten,
Sie, denen nichts in Gottes Welt gehört,
Zu nichts geboren, als allein zur Qual,
Auf nichts mehr hoffend, als allein den Tod,
Die Ausgestoßnen, die Elenden, welche

Der Zahn des Hungers, die Gewalt der Noth,
Das leise Wimmern ihrer Säuglinge
Mit unabweisbar zwingender Gewalt
Entgegenstachelt wider das Gesetz —
Wie sollen sie das göttliche Gebot
Des Friedens halten, wenn Ihr selber es
Mit Füßen tretet! Ihr, zwei große Fürsten
Des Deutschen Reichs, auf deren goldne Wiege
Der Ueberfluß sein schwellend Horn geleert,
Die noch den Zwang der Armuth nie gefühlt,
Die nie der Sporn, der grausame, der Nothdurft
Von des Gesetzes gradem Wege treibt?
Bedenkt es wohl, Ihr theuren Herrn! Bedenkt,
Wohin Euch diese Strömung reißt — und haltet,
Um Eurer Völker willen haltet ein!

Friedrich.

Nein, umgekehrt! Grad' um der Völker willen
Erheben wir das Banner dieses Kriegs:
Weil sie so arm sind, weil sie nichts besitzen,
Als ihren Gott, den der Hispanier
So gut, als uns, auch ihnen nehmen will,
Und weil sie selber sich nicht helfen können!
Wir sind's für sie, wir einzig, ihre Fürsten,
In deren Hand das künftige Geschick
Der Völker ruht; wir sind dazu berufen,
Wir höchsten Ritter unsers Volks, für sie
Hinauszutreten auf den offnen Plan,

Und der gerechten Fordrung unsrer Zeit,
Den stummen Bitten des gedrückten Volks,
Der unvernommnen Sehnsucht des Jahrhunderts
Den fürstlichen, den starken Arm zu leihn.
Was sollt' ein Volk beginnen, das nicht länger
Auf seine Fürsten sich verlassen kann!
Für dessen Leiden seine Könige
Kein Auge haben! dessen Todesschrei
Kein Echo trifft in seiner Fürsten Brust!
Dann muß sie, ja! dann muß sie wiederkehren,
Mit der Du jetzt vergeblich uns bedrohst,
Die ehrne Zeit der Bauernkriege! dann
Noch einmal muß zum Menschenmorde sich
Die Sense schärfen! dann noch einmal stehn
Armuth und Reichthum zähnefletschend sich
Gleich zween ergrimmten Hunden gegenüber,
Und stromweis fließt das Herzblut unsers Lands!

Moritz

(der Friedrichs Rede anfangs unwillig, mit abgewandtem Gesichte, allmälig aufmerksamer, mit steigendem Interesse zugehört, sich begeistert an seine Brust werfend).

Brav, guter Oheim! o beim Himmel, brav!
Ich kann Euch sonst nicht leiden, guter Ohm,
Doch das beiseit: denn was Ihr da gesagt —
Gott lohn' es Euch! es traf mich in mein Herz
Und hallt mit tausend Stimmen donnernd nach!
O ich will auch ein solcher Heiland werden
Des armen Volks und der bedrängten Zeit!

Doch kann ich's besser werden, als daß ich
Die Spuren dessen gehe, der der Größte
Von Allen ist, die das Jahrhundert kennt,
Und der zum Wollen das Vollbringen hat?!
Mit ihm vereint, o welche Lust wär' das,
Ein einig Deutschland, ein verbundenes,
Und all' die Fürsten, groß und kleine Herrn,
Die Mißverstand und Neid jetzt von ihm trennen,
Mit ihm vereint — die ganze Welt, beim Himmel!
Erstürmten wir und ganz Europa läge
Zu Deutschlands Füßen, ein besiegtes Weib!

Philipp.

Und unterdessen für uns selber ginge
Recht, Freiheit und Religion verloren.
Nein, guter Sohn: Dein Flug geht mir zu hoch.
Entscheide Dich und sprich es einfach aus:
Bist Du Schmalkaldisch oder Kaiserlich?
Und dann in Gottes oder Teufels Namen,
Thu, was Du magst.

Moritz.

Ich hab' es Euch gesagt:
Ich sehe keinen Grund zu diesem Kriege,
Den Ihr so keck, als wär' es goldne Frucht,
In unsers Landes heil'ge Fluren sä't.
Ihr selber geht, ich sag' es Euch voraus!
Daran zu Grunde und Deutschland mit Euch.
Denn was ist Schlimmres und Entsetzlichers,

Als Bürgerkrieg?! Und der ist Euer Werk,
Das ich aus Herzens allertiefstem Grund,
So wahr mir Gott im Tode gnädig sei,
Nicht billigen, noch theilen kann.

Friedrich.

Nun denn,
So sind wir quitt und wissen, wie es steht:
Und zwischen uns und Euch entscheidet künftig
Das Schwert allein.

Anna.

Nein, Oheim, weiter nicht!
Ich bitt' Euch drum, mein Vater! Endet hier
Dies unglückselig ängstliche Gespräch!
Nicht doch, Ihr Herrn, ist das ein Wiedersehn?
Kommt, geht zur Tafel! Laßt die Becher erst
Mit süßem Klang zur Einigkeit Euch laden,
Es thut nicht gut, daß Ihr so disputirt.
Mein theurer Moritz, sieh mich freundlich an,
Ich küsse Dir die liebe Stirn —

Philipp.

O fort,
Hinweg von ihm, Du arm unschuldig Kind!
Ich kann's nicht sehen, daß Deine reine Lippe
Auf diesem Brandmal des Verräthers ruht —

Moritz.

Verräther? was?! Ich aber sage Euch:

Wenn wo Verräther sind, so sind sie dort,
Wo man dem Kaiser Eid und Treue bricht
Und Thaten aussät in den Schooß der Nacht,
Davor der Tag sich schaudernd wird entsetzen! —
Verräther? Pah! es ist ein Wort, nichts mehr:
Ich hab' ein Herz für Deutschland, aber keines
Für Euren Zwist: heißt das bei Euch Verrath?!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Elisabeth von Rochlitz, blind, von zwei Kindern geführt, welche, nachdem sie in der Mitte Platz genommen, sich zurückziehen.

Elisabeth.

Wer spricht so laut?

Moritz.

Elisabeth von Rochlitz?!

Elisabeth.

Ich bin es, ja! Ich bin die alte, blinde,
Gebeugte Frau, die sternenlose Nacht,
Die dunkle Mutter Eures hellen Glücks —
War das nicht Moritz' Stimme?

Friedrich.

Theure Frau!

Philipp.

Gott segn' Euch, edle Frau! Wie geht es Euch?
Was führt Euch her?

Elisabeth.

Ah, Philipp! Immer noch
Der alte volle freigeborne Ton,
Der warm und mild sich an die Seele legt —
Reicht mir die Hand — und Ihr, Herr Kurfürst, auch:
Ei segn' Euch Gott, Ihr auserwählten Streiter
Des Evangeliums! Gesegn' Euch Gott!

Anna.

O theure Ahnfrau! würd'ge Mutter!

Elisabeth.

Horch,
Das war das Silberglöckchen meiner Anna!
O Deine Stimme thut unendlich wohl:
Recht wie ein Alphorn in der reinen Luft,
Wie einer Lerche fröhlicher Gesang,
Die trillernd sich auf gleichen Flügeln wiegt,
Indessen hoch von wolkenlosem Himmel,
Aus sel'gem Blau, die goldne Sonne scheint —
Wie ist's, mein Kind: scheint sie da draußen auch?

Anna.

Nein, gnäd'ge Frau, der Himmel ist bewölkt.

Elisabeth.

Das sind die Wolken der zukünft'gen Zeit,

Die drohend niederhangen. Sprecht, Ihr Herrn!
Denn aus dem öden Wittwenzimmer trieb
Allmächtig mahnend diese Sorge mich:
Wie steht's, Ihr Herrn? Wann schlagt Ihr los? Wann
schmettern
Schlachtmuthige Trompeten durch das Land,
Die Welt aufbietend wider Kaiser Karl?
Denn diesen haß' ich! Mit der äußersten
Kraft meiner Seele diesen! Daß ich diesen
Nicht sehen kann in seiner Todesqual,
Wenn sich sein blasses Angesicht verzerrt
Und er umsonst die hagern Arme breitet,
Das kümmert mich! Auslöschen will der Kaiser
Die heil'ge Leuchte unsers Glaubens! Blind
Will er die Menschen machen — denkt Euch, blind!
Blind! Faßt Ihr das? Ich weiß es, was das heißt!
O nur nicht blind, die Welt nicht blind gemacht!
Nicht ausgelöscht das segensreiche Licht,
Den heitern Quell des Lebens und der Lust!
In Flammen lieber, wenn es sein muß, stehe
Ringsum die Erde — nur nicht Nacht! nicht Nacht!! —
Verzeiht, Ihr Herrn, ich bin geschwätzig; redet:
Wie weit seid Ihr? Wo stehen Eure Tuppen?
Wer ist im Bündniß? Und wann schlagt ihr los?

Friedrich.

Fragt Euren Enkel Moritz, gnäd'ge Frau:
Vielleicht kann er Euch sagen, wann es ihm

Gefällig sein wird, gegen uns zu ziehn
Und Schwert und Schwert zu messen mit dem unsern:
Denn Euer Enkel weigert sich des Bunds.

Elisabeth.

Was hör' ich? Moritz, Moritz — was ist das?!
Soll ich noch wünschen taub zu sein, wie blind?
Wo bist Du, sprich? O man verläumdet Dich . . .

Philipp.

Nein, werthe Frau: es ist so wie Ihr hört —

Elisabeth.

Was? Du bleibst stumm? Du hast
Kein leises Wort, kein allerkleinstes Flüstern
Für eine arme augenlose Frau,
Die Dir ja nicht ins Angesicht kann schauen,
Die nicht die Sprache Deines Auges, nicht
Das süße Lächeln Deines Munds kann lesen —
Ich bitte Dich: sprich! sage nein!

Philipp.

Wie nun?
Wo sind sie nun, die hochgeschwollnen Wogen
Der Redekunst, mit denen Du das bischen
Ehr' und Gewissen aus der Brust Dir spülst?
Du schweigst, Du kämpfst — o Moritz! o mein Sohn!
Noch ist es Zeit: kehr um, noch ist es Zeit!

Anna.

O geh zu ihr, mein Moritz, sprich mit ihr!

Moritz.

Ihr thut nicht gut — was macht Ihr doch aus mir?

(Wird von Anna zur Elisabeth geführt, mit halbem Widerstreben.)

Elisabeth.

Ja das bist Du,
Das ist ist das Zucken Deiner lieben Hand —
Beug' Dich zu mir! knie neben mich, mein Kind!
Laß meine Hand mit ängstlich leisem Finger
In Deinem Antlitz forschen, ob Du's bist!
O sieh, mein Kind: als Du geboren wardst,
Des kranken Vaters spätgeborner Sohn,
Mit Deiner Mutter Tode Du erkauft:
Da hob ich jauchzend in den Armen Dich,
Mein Auge damals, das seitdem erlosch,
Das damals noch in Gottes schöner Schöpfung
Sich spiegelte — mein Auge war das erste,
Das Dich mit Liebe angeblickt! O Gott,
Ich seh' ja noch, wie Du da zappeltest
Und mit den großen braunen Augensternen
Mich durch und durch bis in die Seele sahst!
Und siehst Du wohl? da find' ich alle noch
Die süßen Spuren Deines Angesichts!
Das ist die liebe Stirne — nein, nein, nein!
Nichts Böses birgt sich unter solcher Stirn!
Du bleibst uns treu, Du kannst nicht von uns gehn,
Es ist nicht wahr, ich zeuge gegen Dich,
Die Schrift, die ew'ge, die der Schöpfer schrieb

In die erlauchte Bildung Deiner Stirn,
Sie täuscht mich nicht! Ich habe nicht verlernt,
In ihr zu lesen — nein, Du bleibst uns treu —
Sprich aus das Wort: bleib bei uns! sprich es aus!!

Moritz.

Ich kann ja nicht! ich kann nicht! laßt mich los!
Was wollt Ihr denn? was lockt Ihr mich hieher
Und werft mir Gift in meinen klaren Wein?!
So seid doch menschlich! reißt so stürmisch nicht
An meinem Herzen! Es empfindet auch,
Es hat auch Blut —

(Aufschreiend.)

ich bin ja nicht von Stein!
Ich fühl' die Thränen dieser blinden Frau,
Ich fühl' den stummen Jammer meines Weibs ..!!

Anna.

Er ist der Unsre wieder — mein Gemahl!

Elisabeth.

Still! still! Ich höre Tritte —

Moritz.

(Aufspringend:)

Ha bei Gott,
Das ist mein Freund, mein Carlowitz!

Friedrich.

Ihn sandte
Dein böser Genius!

Vierter Scene.

Die Vorigen. Carlowitz.

Moritz.
(ihm entgegeneilend.)
Mein Carlowitz —

Carlowitz.
Gnädigster Herr —

Moritz.
Wo kommst Du her? was bringst Du? Rede!

Carlowitz.
Ich komme
Von Nürnberg, von des Kaisers Hof.

Friedrich.
Sieh da,
Vom Hof des Kaisers! Also immer noch
Den Botenläufer macht Ihr, der die Freiheit
Des Deutschen Reichs und meines Neffen Ehre
An Spanien verkuppelt? Nun, gebt Acht,
Daß Euch zuletzt der Kuppelpelz nicht fehlt!

Carlowitz.
Ich bin der Diener meines Herrn, nichts mehr,
Und meine Ehre ist die seinige.

Moritz.
Und wie verließt Du Seine Majestät?

Denkt er an mich mit der gewohnten Gnade
Und gönnt mir noch, wie ehemals, den Platz
An seinem Herzen?

Carlowitz.

Seine Majestät
Entbieten Euch in Gnaden Ihren Gruß:
Sie wüßten wohl, in diesen bösen Zeiten,
Mit welchen Künsten Euch die Welt versucht,
Und welches Gift des Argwohns und des Neides
Man auf die Blume kaiserlicher Gunst
Zu streuen sucht. Allein Sie wüßten auch,
Was Sie an Euch gethan, und welche Bande
Der Dankbarkeit, der Ehre und der Pflicht
Euch fesselten an Sie. Sie wüßten ferner,
Welch reiches Kleinod ritterlicher Tugend
In Eures Herzens keuscher Tiefe ruht,
Und daß vom Himmel eh' die Sonne weicht,
Als Ihr vom Pfad der Ehre. Demgemäß,
Gleich wie ein Vater schaut auf seinen Sohn,
So schauen Seine Majestät auf Euch:
Der Degen Ihr, der seine Schlachten kämpft,
Ihr sollt der Schild sein, der sein Herz bedeckt.

Friedrich.

Und ist das Alles? Habt Ihr weiter nichts?
Vollendet nur und scheut Euch nicht vor uns:
Packt aus das Gold, die Titel, die Provinzen,
Für welche Euer Herzog sich dem Kaiser

Verschachert hat — packt aus! Wir wissen doch,
Wie es mit uns und mit dem Moritz steht!

Carlowitz.

Nein, mein durchlaucht'ger Herr: von anderm Inhalt
Ist meiner Botschaft trauervoller Rest —
Höchst trauervoll —

Philipp.

Ihr meint für uns? Ei Lieber,
Wir sind gewöhnt an Schwerter und an Kugeln,
Und darum denk' ich, Eure Worte werden
Uns auch kein Loch in unsre Wämser machen.

Carlowitz.

Ihr habt's gewollt —

Friedrich.

O bitt' Euch, sprecht heraus!
Es wird mir schwül in Eurer Nachbarschaft.
Macht kurz, ich bitt' Euch! und dann frisch zu Pferde;
Denn diese Wölbungen ersticken mich.

Carlowitz
(nach einer kleinen Pause).

Und doch glückselig, über dessen Haupt
Das sichre Dach, das gastliche, des Freundes
Sich wölben darf! den von des Freundes Seite,
Von seines Weibes, seiner Kinder Brust,
Kein gellend Hifthorn der Verfolger schreckt!
Dem nicht der Athem in der Kehle stockt,

Wenn hinter ihm ein Fußtritt hallt! Nicht Jedem
Ward es so gut: auf obdachloser Haide,
Das Kainszeichen auf der bleichen Stirn,
Dem Dolch des Mörders wehrlos preis gegeben,
Irrt der Geächtete —

Moritz.

Ha! was wird das?!

Anna.

Mein Vater —!

Elisabeth.

Wehe, weh den Lebenden!

Carlowitz.

Ich sprech' es aus; doch Bote bin ich nur: —
Philipp von Hessen, Friederich von Sachsen,
Weil sie des Aufruhrs sich vermessen haben,
Sind in der Acht des Kaisers . . .

Anna.

Ew'ger Gott! — —

(Pause.)

Philipp.

Nun? weiter nichts? Seht mich doch an: ich bin
Noch so gesund, wie vorher. Dieser Schlag ist kalt,
Er trifft mich nicht.

Carlowitz
(zu Moritz).

So fährt der Kaiser fort,

Und spricht zu Euch durch mich: höchst ungern nur,
Mit zaudernd schmerzzerrißner Seele, hat er
Zu diesem letzten Schritte sich entschlossen.
Auch jetzt noch soll der ausgesprochne Fluch
Nicht mit der ganzen fürchterlichen Schwere
Auf die verfehmten Häupter fallen; offen
Soll auch noch jetzt das Thor der Gnade stehn,
Und selbst das Unvermeidliche soll noch
So sanft geschehen, als geschäh' es nicht.
Darum an Euch, mein Herzog, geht sein Ruf!
Wie durch Gesetz und Lehnspflicht Eurem Kaiser,
So durch des Blutes fromme Bande seid
Ihr den Geächteten verwandt; gleichmäßig
Theilt Euer Herz sich zwischen Beiden. Euch
Daher, mein Fürst, ernennt er zum Vollstrecker
Der traurigen, der kaiserlichen Acht —

Moritz.

Mich selber, was? In dies mein eigen Fleisch
Soll ich den Degen bohren?!

Anna

(sich zwischen Moritz und Philipp werfend).

Ueber mich!
Erst über mich der Weg zu meinem Vater!

Elisabeth.

Weh, weh dem Moritz! weh dem Tage, weh,
Da ich zuerst ihn in die Arme nahm!

Carlowitz.

Der Kaiser hofft zu Euch, daß Ihr mit Sanftmuth
Und eingedenk verwandtschaftlichen Blutes
Des herben Auftrags Euch entled'gen werdet,
Dem er die Hälfte seines Stachels nimmt,
Indem er ihn in Eure Hände legt.
Ihr sollt demnach sogleich ein Heer versammeln
Und ungesäumt, in kaiserlichem Namen,
Besitz ergreifen, bis auf Weiteres,
Von Land und Gütern der Geächteten,
Damit kein Andrer sich daran vergreift.

Friedrich.

Nun? zaudert Ihr? Hier ist des Aechters Haupt:
Werft Euer Schwert auf die verfehmten Scheitel —

Philipp.

Gemach, gemach! Es ist was an dem Ding:
Und wenn Dein Herz einmal entschlossen ist,
Den heil'gen Kampf der Freiheit nicht zu theilen,
So rath' ich selber, übernimm die Acht!
Denn Andre werden, und nicht Beßre! sonst
Zu diesem Werk die gier'gen Hände bieten.
Drum da Du doch nicht unser Freund willst sein,
Wohlan, mein Sohn, so sei uns solch ein Feind,
Der von der Feindschaft nur die Maske trägt,
Mehr ein Vermittler, als ein Feind.

Anna.

Nein, nein!
Zu Deinen Füßen lieg' ich — theurer Mann,
O sieh nicht fort! blick her! es ist dieselbe,
Die Du mit liebeglüh'nden Armen einst
An Deine ritterliche Brust gezogen —
Dein Weib, Dein All! — O Gott, Du kannst ja nicht,
Kannst nicht das Herz mir brechen wollen ...

Friedrich
(zu Moritz, der im heftigsten Kampfe schweigend dasteht).

Nun? seid Ihr stumm?

Anna.

Mein Moritz!

Moritz
(nach langem Kampfe, plötzlich gewaltsam ausbrechend).

Fort! hinweg!
Mein Pferd! mein Pferd —! Ich übernehm' die Acht!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Im kaiserlichen Lager vor Wittenberg.
Gefängniß.

Erste Scene.

Johann Friedrich, Sibylle, seine Gemahlin in Trauerkleidern, und Lucas Kranach. Im Hintergrunde Wachen.

Friedrich.

Das ist der Wechsel menschlichen Geschicks,
Der auch die Hochgebornen nicht verschont:
Und gern und freudig will ich ihn ertragen,
Weil ihn mein Heiland über mich verhängt.
Um Dich, mein Weib, um Dich nur thut's mir leid:
Du, gestern noch im weichen Schooß des Glücks,
Von tausend süßen Hoffnungen umgaukelt,
Gestützt auf Deines Mannes wackres Schwert
Und den gerechten Vortheil unsrer Sache,

Heut nur ein Gast, ein kaum geduldeter,
In des Besiegten traurigem Gefängniß —
Und Wittwe morgen, eh' die Sonne sinkt.

Sybille.

Nein, nein, das nicht! Er kann nicht so unmenschlich,
Nicht so undenkbar unbarmherzig sein,
Der stolze Kaiser, der mit ehrnem Fuß
Den gramgebeugten Nacken uns zertritt!
Was fürchtet er? was kannst Du ihm noch schaden?
Was droht dies arme Restchen Leben ihm,
Dies Einzige, das von dem Traum der Herrschaft,
Vom kurzen Wahnbild unsrer Macht uns blieb?
Ist nicht Dein Heer geschlagen und zerstreut?
Der Bund zerstoben? Landgraf Philipp selbst
In Unterhandlung? Ja die letzte Stadt,
Die unser war, dies theure Wittenberg,
Der heil'ge Boden, welchen Luther einst
Zu unsers Glaubens Aufgang weihete,
Und der jetzt fühllos unsere Thränen trinkt —
Hab' ich sie nicht dem Kaiser auch ergeben?
Gefangner bist Du in der eignen Stadt,
Ich ein ohnmächtig unverständig Weib,
Und von den Freunden, die in guten Tagen
In unsrer Hofburg sich versammelten,
Blieb Niemand uns,

(Kranach die Hand reichend)

als dieser letzte Freund.

Friedrich.

Mein wackrer Freund!

Kranach.

Ich kann es noch nicht fassen,
Wie es so kam, und wie ein solches Heer,
So wohl versehn, von solchem Mann geführt,
Zertrümmert ward in einer einz'gen Schlacht;
Ein Märchen dünkt mich's, doch ein trauriges.

Friedrich.

Wohl, hört mich an: es ist ein Trost des Elends,
Ein leidiger, daß es geschwätzig macht,
Und daß wir gern in trauervoller Klage
Den Ursprung unsers Jammers wiederholen.
Der Kaiser zog, verstärkt durch unsern Vetter,
Von Böhmen her mit großer Uebermacht
Auf mich heran. Ich zählte nicht die Köpfe,
Die Lanzen nicht, noch Roß und Reisige:
Ich maß die Inbrunst meines Herzens nur
Und meiner Seele flammende Begier,
Für Gott zu streiten. Darum hielt ich Stand,
Wiewohl der Landgraf fern von dannen war,
Das eigne Land zu decken, und mit ihm
Des Heeres beste Hälfte. Ja mir war
Es lieb beinah, daß ich der Einz'ge wäre,
Zu siegen hier und, sollt es sein, zu sterben: —
Denn Philipp liebt Gott doch nicht so, wie ich.
Bei Mühlberg, weißt Du, wo in trägem Lauf

Die Elbe zögernd unsre Fluren netzt,
Ward ich vom übermächt'gen Feind ereilt.
Den Sonntag war's — vielleicht der letzte, welchen
Beim Klang der Glocken ich begrüßen werde!
Ich aber nahm es als ein gutes Zeichen,
Und in der Kirche weiht' ich mich zum Kampf,
An Gott und Dich, mein Weib, gedenkend. Plötzlich,
Gleich wie auf des bewegten Wassers Rücken
Mit tausend Funken sich die Sonne wiegt,
So plötzlich sah von Harnischen und Helmen
Man das geduld'ge Wasser überdeckt,
Und stolze Rosse, erzne Männer stiegen
Durch die verräthrisch preisgegebne Furth,
Gleich Meeresungeheuern, an den Strand.
Was weiter folgte und geschah: zuerst
Die todesschwangern Grüße der Kanonen,
Das heisre Echo der Commandorufe
Und der Trompeten schmetterndes Signal —
Staubwolken dann, Geschrei der Fechtenden —
Dann dumpfe Stille, Rosse, deren Reiter
Mit bleichem Mund die blut'ge Erde küssen,
Zerbrochne Schwerter, sinkende Standarten —
Und dann zuletzt, gleichwie mit wildem Tosen
Ein zürnend Weltmeer seine Dämme bricht,
So dann zuletzt in dichtgedrängten Fluthen
Die unaufhaltsam allgemeine Flucht . . . .
Du hast es oft im Scheingefecht gesehn
Und halb in Angst und halb in Neubegier

An dem gewalt'gen Schauspiel Dich gefreut:
Doch ernste Wahrheit war es jetzt geworden,
So ernst, so wahr — daß ich in Fesseln bin.

Sibylle.

Und unser Vetter, nahm er Theil am Kampf?

Friedrich.

Nein, keinen Theil: jenseit des Stromes hielt er,
Des Kaisers Rücken deckend. — Aber horch,
Die Riegel klirren —

Sibylle.

Ha! es ist
Der Cardinal!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Cardinal Granvella mit Gefolge.

Granvella
(ernst, wortkarg, auf die Kurfürstin deutend, zur Wache vortretend):
Weiß Seine Majestät
Von dem Besuch?

Wache.

Ein Brief vom Kanzler Selden
Befahl den Zutritt —

Granvella.

Geht. Es wäre besser,
Durchlaucht'ge Frau, Ihr miedet diesen Ort;
Er ziemt nicht Euch, noch Euren Ohren das,
Was ich zu melden habe.

Sibylle

(in gewaltiger, zitternder Spannung, sich gewaltsam verstellend):

Sprecht es aus —
Sprecht, werther Herr — ich bin ja stark — ganz stark —

Granvella

Führt sie beiseit. —

(Während Kranach um Sybille beschäftigt ist, die mit athemloser Spannung an dem Munde des Cardinals hängt, wendet sich dieser vorwärts zum Kurfürsten.)

Friedrich zu Sachsen, ehmals
Kurfürst des heil'gen röm'schen Reiches, jetzt
Gefangner Seiner Majestät des Kaisers,
Auf Leib und Leben peinlich angeklagt
Um Hochverrath und offne Rebellion,
In welcher man, die Waffen in der Hand,
Auf freiem Feld Euch aufgegriffen hat:
Zur Strafe dessen, von gerechten Richtern,
Seid Ihr verurtheilt worden, mit dem Schwert
Geköpft zu werden, morgen Mittag um
Die zwölfte Stunde.

Sibylle.

(aufschreiend, zusammensinkend):

Ah! allmächt'ger Gott!

(Pause; die Umstehenden verhüllen ihr Antlitz.)

Friedrich.

Der Kaiser ist mein Herr; er kann mich strafen,
Es ist sein Recht. Allein erinnert ihn,
Daß er den Leib nur tödtet, nicht den Geist:
So tödt' er mich — wenn das noch Tödten heißt!

Granvella.

Empfehlt Euch Gott und haltet Euch bereit
Auf morgen früh um zwölf.
(Ab mit Gefolge.)

Sibylle
(nach einer kurzen Pause die Augen aufschlagend, ihre Umgebung anstarrend):

Nicht wahr? ich schlief
Und träumte bloß — o sicher, träumte bloß,
Daß mein Gemahl im Kerker wäre — und —
Und ich bei ihm — und da — o toller Traum!
Da kam ein Mann, — ein bleicher, blut'ger Mann —
Und kam — und sagte —
(Beide lange anstarrend, dann gewaltsam in höchster Verzweiflung ausbrechend:)
o allmächt'ger Gott,
Es ist ja Wahrheit! Wahrheit!! und kein Traum!

Friedrich.

Nein, fasse Dich, es war gewiß ein Traum —
(halb seitwärts.)
Ganz solch' ein Traum, wie alles unser Leben,
Und das Erwachen ist im Tod allein.

Sibylle.

Nein, täusch' mich nicht, es war ja doch kein Traum:
Da sind sie ja, die nackten Kerkerwände,
In die man Dich, den Fürstlichen, verstieß —
Das ist der Wachen dumpfer Schritt — und hier,
(Kranach anstarrend.)
Wie kämen Thränen in die Augen hier?!
So träumt man nicht . .

Kranach.

Faßt Euch, durchlaucht'ge Frau:
Die Kerkerluft, die beißt mich in die Augen —

Sibylle
(ins Anschauen ihres Gemahls versunken).

O seine Augen, sieh nur hin, wie klar,
Wie fromm sie sehn! Gott grüß' Dich, theurer Mann!
Du holdes Haupt, Ihr Augen, meine Sterne —
Ah! morgen früh!
(aufschreiend:)
und dieses Haupt fällt hin,
Kalt blutend in den aufgeworfnen Sand,
Und die geliebten Augen starrn mich an,
Zum letztenmal, weit aufgerissen, weit . . .
(sie hält erschöpft inne.)

Friedrich
(Kranach's Hand pressend).

O welch ein Schmerz!

Sibylle
(auffahrend).

Was? kommt der Morgen schon,
Und heulen schon die Glocken von dem Thurm,
Und wirbeln schon die Trommeln durch die Stadt?!
Nein, nein, o nein, ich lasse Dich nicht los,
Um Deinen Nacken ewig schling' ich mich —
Hau zu, hau zu! Denn erst, erst triffst Du mich!! —

Friedrich
(sie sanft loslösend, mit mildem Ernst).

Genug, mein Weib! Nun faß und sammle Dich!
Das Unvermeidliche muß Jeder tragen,
Gezwungen selbst der Widerstrebende;
Doch wer es willig trägt, der macht sich frei
Und unterjocht sein feindliches Geschick.
Drum geh Du heim und ruh' Dich, kurze Stunden;
Bleib bei ihr, Kranach — und dann sendet mir
Etwelche Diener des erhabnen Worts,
Daß ich mich läutre in Gebet und Beichte.

Sibylle.

Nein, laßt mich los! Der Sand verrinnt, hinweg!
Zum Kaiser will ich — will die Hände ihm,
Die Sohlen küssen und den Staub vom Fuß —

Kranach.

Bleibt, theure Frau. Schon heute morgen war
Die Bürgerschaft in kläglichem Gewand

Bei Seiner kaiserlichen Majestät,
Die Freiheit unsers Herren zu erflehn:
Allein sie ward nicht vorgelassen.

Sibylle.

Ach,
Das wart nur Ihr, nur Fremde, raube Männer,
Die nicht die Qualen eines Weibs verstehn
Und keinen Laut in ihrem Munde haben
Für den gewalt'gen Jammer meiner Brust!
Ich aber, siehst Du, ich — ich bin sein Weib!
Ich geh zu ihm: der Kaiser muß mich hören!
Und wär' aus Marmor die gewalt'ge Brust,
Und wär' ein Stein darinnen statt des Herzens —
Er kann ja doch ein Weib nicht bitten lassen,
Ein Weib! ein Weib!! um ihres Gatten Haupt!

Friedrich.

Bleib, sag' ich Dir! Ich bin an meinem Ziel
Und habe diesen Tod verdient: zwar anders,
Als ihn die Macht der Menschen mir erkennt;
Und doch verdient gewißlich hab' ich ihn.
Denn ich vermaß in meinem Herzen mich,
Als wäre ich der Lieblingsstreiter Gottes,
Sein Held und Rüstzeug — und das büß' ich nun.
Drum gehe nicht! Du aber,

(zu Kranach.)

Freund: willst Du
Mir einen Dienst, den letzten, thun von vielen,

Die Du gethan —

(Ihn beiseite führend, auf Sibyllen deutend.)

Geh, führe sie nach Haus,

Betrüge sie, bered' sie, wie Du kannst —

Denn ich — nicht wahr? Du hast verstanden — ich —

Ich will mein Weib nicht wiedersehn. —

Nun geh,

Mein holdes Weib! Wir sehn uns wieder, geh!

Und bleiben eine ew'ge Zeit beisammen —

Sibylle

(erschöpft, träumerisch).

Mein theurer Herr, und ist's auch ganz gewiß?

Friedrich

(sie umschlingend).

Was wäre Scheiden ohne Wiedersehn?

Nacht ohne Morgen, Winter ohne Lenz,

Ein endeloser, fürchterlicher Tod —

Es giebt kein Scheiden ohne Wiedersehn!

Sibylle

(an seinem Halse hängend).

Kein Scheiden giebt es ohne Wiedersehn!

Der goldne Morgen scheucht die dunkle Nacht,

Dem Winter folgt des Frühlings Blüthenpracht,

Ein Cherub schmettert Auferstehungslieder —

Leb wohl, mein Herr, leb wohl: wir sehn uns wieder!

(Lange, innige Umarmung.)

Dritte Scene.

Die Vorigen. Moritz, in zerstörter Tracht, verwildert, außer sich, die Wache gewaltsam beiseite schiebend, hereinstürzend, auf die Gruppe zueilend.

Moritz.

Fort! fort da! Platz! Ah wohl — da ist er noch —
Er lebt! er lebt!! für diesmal, Cardinal,
Hätt' ich Dir noch die Beute abgejagt!
(Friedrichs Hände fassend, sie in krampfhafter Freude schüttelnd, ebenso zu Sibylle.)

Friedrich.

Nein, Moritz, nein! Dich wollt' ich nicht mehr sehn,
Nicht Dein unheilig Antlitz sollte sich
Im Nachtmahlkelche dieses Abschieds spiegeln!
Geh, heb' Dich fort! Du bist der böse Geist,
Der schadenfroh mich in dies Netz verstrickt,
Verräther Du an Freunden und an Gott —

Moritz
(mit einem leisen Anflug von Gereiztheit).

O haltet ein, ich bitt' Euch, guter Ohm:
Dies ist ein Punkt, der läßt sich nicht so rasch
Und nicht in diesem Augenblick erörtern,
Wo Wichtigers und — Besseres uns drängt.
Denn eben ich, den Ihr Verräther scheltet,
Ich mit dem sündhaft bösen Angesicht —

Nun Gott sei Lob!

(in reiner, stolzer Freude.)

ich bring' Euch —

(eine Schrift emporhaltend.)

Eure Rettung!

Sibylle

(die Schrift an sich reißend, ans Herz drückend, will dem Moritz zu Füßen fallen, mit jauchzendem, krampfhaftem Lachen).

Ich küsse Deine Knie —

Friedrich

(sie gewaltsam aufrichtend).

Weib, heb' Dich auf:
Es ist der Feind des Evangeliums,
Vor dem Du kniest!

Moritz

(mit herzlicher Rührung, ohne Vorwurf, in reiner Freude).

Und doch — so kniet' ich auch,
Und tiefer noch, und neigte mein Gesicht —
Ja, für mich selbst, da hätt' ichs nicht gethan!
Allein es galt das Leben meines Ohms
Und meines Schwiegervaters ganzes Glück:
Und darum willig kniet' ich in den Staub.

Sibylle.

O habe Dank! mehr Dank! als dieser Mund,
Der stammelnde, Dir jemals sagen kann —

(in Thränen ausbrechend.)

Ich danke Dir!!

Kranach.

Und welchen anderen
Beschluß hat Seine Majestät erlassen?

Moritz
(nach einer kleinen Pause, begütigend).

Das Leben ist des Lebens höchstes Gut,
Zu athmen nur, zu wandeln ist ein Glück;
Es giebt kein andres Unglück als den Tod,
Weil er allein unwiderruflich ist,
Ein allerletzter, äußerster Beschluß.
Drum Alles, mein' ich, was vom Tode uns
Loskauft, ist köstlich, sei es bitter auch
Und bös an sich, weil es das Leben uns,
Die holde Lust des Daseins uns erhält.

Friedrich.

Ein weiser Anfang, welchen Ihr vermuthlich
Bei einem heidnischen Poeten last.
Doch denkt nicht Jeder so: und darum bitt' ich,
Sagt mir den Fortgang — und dann bleibe mir
Die freie Wahl.

Moritz.

Ihr sollt Gefangner bleiben,
Von Land und Leuten abgesetzt, so lange,
Wie Seine Majestät es nöthig halten
Dem allgemeinen Frieden dieses Reichs.
Mein Schwiegervater hat sich auf dieselben
Bedingungen geliefert und gestellt.

Friedrich.

Gefangenschaft — o sie ist mehr als Tod!
Tod löst des Leibes süße Bande nur,
Löscht unsern Blick, macht kalt das warme Blut:
Doch ach, das Elend der Gefangenschaft,
Der öde Jammer unsrer Einsamkeit
Löst uns lebendig doch vom Leben ab,
Löscht das Gedächtniß unsers Namens aus
Und macht der Freunde warme Herzen kalt! —
Welch Unterpfand habt Ihr mir ausgewirkt,
Daß mich der Kaiser wirklich ledig läßt
Nach einer leidlichen und kurzen Haft?

Moritz

(rasch).

Sein Kaiserwort — und obenein, so setz' ich
Die eigne Ehre Euch zum Pfande, daß ich
Nicht ruhen will noch rasten, bis ich Euch
Und meinen Schwiegervater ausgelöst!

Friedrich.

Und wer wird zur Gesellschaft mir verstattet,
Daß er die Leiden meines Kerkers theilt?

Moritz.

Von Euren Leuten Einer oder zwei,
Wer Euch gefällt —

Friedrich

(zu Kranach, der mit stummer Bitte an ihm gehangen, ihm die Hand reichend).

Du hast's errathen: Du,
Kein Anderer, sollst mit mir sein!

Sibylle.

O wie
Beneid' ich Dir das traurig süße Amt!

Kranach.

Mein theurer Herr — o gebt nur Acht, ich kann
Ein übermüth'ger, lust'ger Bursche sein,
Ein alter Fasler, voller Schwänk' und Märchen:
Und wenn Ihr winkt, dann komm' ich, wie ein Staar,
Und flöt' Euch lächelnd meine Weisen ab.
Und Bilder malen wolln wir, groß und klein,
Holdsel'ge Fraun mit süßen Angesichtern,
Und Eure dunkle Einsamkeit beleben
Mit heitern Bildern, bunten Schöpfungen . . .

Moritz.

So kommt denn nun, ein besseres Gefängniß,
Ein würdigers für solchen hohen Gast,
Das ich für Euch verlangte, zu beziehn.
Geht es nach mir, bleibt Ihr nicht lang darin.

Sibylle.

O Vetter Moritz, als Ihr jünger wart,
Ein Jüngling kaum, ja halb ein Knabe noch,
Da nanntet Ihr im Scherz Euch meinen Ritter,
Mich Eure Dame: o so seid mir's nun

Und nehmt Euch freundlich der Verlaßnen an
Und meines Gatten, welcher keines bessern
Fürsprechers sich versehen darf, als Euch.

Moritz
(ihre Hand küssend).

Gott schütz' Euch, theure Frau! und Euer Ritter,
In Ernst und Scherz, will ich wahrhaftig sein.
Auch setzt' ich meine Ehre schon zum Pfand
Und wiederhol's noch einmal, wenn Ihr wollt,
Daß ich die Freiheit der Gefangenen
Zu theuer nie, ja — müßt' es sein, sogar
Mit meinem Blut erkaufen will! — Auch Manches
Seh' ich jetzt anders, als ich früher that;
Die Welt ist böser, als ich mir gedacht.
Doch bleibt das Herz nur auf den rechten Pfaden,
Dann, wie sie sei — was will die Welt uns schaden?!
(Alle ab.)

Verwandlung.

Großer Saal im Schlosse zu Wittenberg, seitwärts im Vorgrund der kaiserliche Thron.

Vierte Scene.

Trompeten. Der Kaiser, in Begleitung zahlreichen Gefolges, darunter, in der nächsten Umgebung des Kaisers, Granvella, Kanzler Selden und Markgraf Albrecht. Später Moritz.

Kaiser
(zu Selden, der ihm zunächst geht).

Ich hatt' es anders mir gedacht, dies Wittenberg:

Mit stolzen Domen, prächtigen Palästen,
Gleichsam wie Rom, das ew'ge Haupt der Welt,
Mit welchem diese arme, kleine Stadt
Des unerhörten Kampfs sich unterfangen.
Liegt Luther nicht in dieser Stadt begraben?

Selden.

Ja, gnäd'ger Herr.

Albrecht

(sich in das Gespräch mischend, übermüthig, mit aufdringlicher Schmeichelei).

Und recht ein Labsal würd' es
Für alle gut kathol'schen Seelen sein,
Wenn Ihro kaiserliche Majestät
Ein glänzendes Exempel statuirte
Und die Gebeine des verruchten Ketzers
Aus ihrer Gruft ließ' auf den Anger werfen.

Kaiser

(ihn langsam messend, nach einer Pause).

Wer sprach da? Ihr? Wart Ihr nicht einmal auch
Von dieser Ketzerkrankheit angesteckt?
Und seid erst kürzlich in den Schooß der Kirche
Zurückgekehrt? — Nein, das verhüte Gott,
Daß wir die Ruhe stören dieses Manns!
Ich führe Krieg mit den Lebendigen,
Nicht mit den Todten — Friede seiner Gruft!

(Er besteigt den Thron. Die Versammlung ordnet sich, die Herolde gebieten Stille. Der Kaiser, vom Thron aus, die Versammlung begrüßend.)

Die Versammelten
(unter Trompetenschall).

Hoch, hoch dem Kaiser! hoch dem Sieger! hoch!

Kaiser.

Habt Dank, Ihr Herrn. — So ist nunmehr der Friede
Zurückgekehrt in die bedrängte Welt,
Und frei aufathmet das erschöpfte Land.
Die trotz'gen Uebertreter des Gesetzes
Sind überwunden: und so dürfen wir,
Wie wir es längst aus Herzensgrund gewünscht,
Das Eisen legen aus der strengen Hand,
Die zaudernd nur, bewältigt durch die Noth,
Es aufgehoben zum verhaßten Kampf.
Jetzt endlich wird es uns gestattet sein,
Was uns zunächst am Herzen liegt zu fördern:
Die Einigkeit und Wohlfahrt dieses Reichs.
Ich läugn' es nicht, es ist was krank im Reich,
Ein neuer Geist, gleich einem irren Schatten,
Wankt durch die Welt und stört mit leisem Pochen
Die holde Ruhe der Lebendigen.
Helft mir ihn bannen; laßt es nicht geschehn,
Daß der verwegne Muth der Leidenschaft
Die heil'gen Schanzen des Gesetzes stürmt! —
Ich will das Gute, doch ich bin ein Mensch:

So steht mir bei, daß es geschehen kann.
Was diese Spaltung der Religion
Betrifft, aus deren aufgedecktem Grunde
Die böse Schlange dieses Krieges kroch,
So seh' ich ein, es ist nicht Alles so,
Wie es sein sollte, und ich rechne drauf,
Daß ein gemeinsam christliches Concil,
Wie ich es längst, doch stets umsonst versucht,
Den alten Schaden heilen wird. Bis dahin,
Ihr werthen Herren, laßt den Hader ruhn!
Zaum und Gebiß legt Euren Herzen an,
So will ich Euch ein gnäd'ger Kaiser bleiben. — —
Wo ist der Herzog Moritz?

Selden.

Eben tritt
Er in den Saal —

(Moritz, in festlichen Kleidern, tritt ein, vor dem Thron sich verneigend.)

Moritz.

Der Dank, mein hoher Kaiser,
Der jauchzende, des Hochbegnadeten
Und meiner Muhme stammelndes Gebet
Schwebt auf den Lippen mir als treuem Boten:
Doch allzureich beladen, kann ich nicht
Des holden Auftrags mich entledigen,
Und mein Verstummen sei Beredsamkeit.

Kaiser.

Es braucht das nicht; ich that es nicht um Dank,
Noch Weiberthränen. Doch damit die Welt
Erkennen mag, mit welchem Maß die Gnade
Des Kaisers mißt, und daß die Dankbarkeit,
Und wär' sie sonst auch aus der Welt verbannt,
Doch noch am Throne Eures Kaisers wohnt:
Moritz! so geb' ich Euch für treue Dienste
Um Reich und Thron dasselbe Land zum Lehn,
Das Euer Oheim durch die Acht verwirkt,
Noch größern Dank der Zukunft vorbehaltend.

Moritz.

Nein, gnäd'ger Herr, ich darf nicht! Nimmermehr!
Nehmt Euer gnädiges Geschenk zurück!
Ich darf mich Eurer Huld nicht freun, so lange
Die fürchterliche Wolke Eures Zorns
Auf den Gefangenen lastet. Denket selbst,
Durchlaucht'ger Herr: die Stimme meines Blutes müßte
Mich bei mir selbst verklagen, daß ich lebe
Und bin im Glück und freue mich der Gaben,
Mit denen Ihr mich segnend überschüttet,
Indessen sie, die Nächsten meines Bluts,
Die hochgebornen Fürsten meines Stamms,
Im Kerker liegen! Nur dies Eine sei,
Wenn anders ich ein wenig Dank verdient,
Die holde Blüthe Eures Dankes, daß
Ihr die Gefangenen befreit!

Kaiser.

Gewiß,
Es soll geschehen; aber noch ist es
Nicht Zeit dazu. Vertrau' Du Deinem Kaiser!
Laß nicht den wüsten Taumel dieser Zeit
Auch unsrer klaren Seelen sich bemächt'gen!

Moritz.

O gnäd'ger Herr, die Welt denkt bös von mir —

Kaiser.

Laß sie, mein Freund! Das ist nun unser Loos,
Die wir die Saat zukünft'ger Thaten streun,
Daß uns das ungeduld'ge Volk verkennt.
Man muß auch dies ertragen lernen. Lächelnd,
Dein Ziel im Aug', des eignen Gottes voll,
Von Haß und Liebe unbestochen, wandle
Hoch über ihren Häuptern Deinen Weg!
Du bist noch jung; so halte fest an mir,
Und bleib' mir treu! Laß nie die böse Saat
Des Mißtrauns wachsen zwischen Dir und mir!
Vergiß es nie, daß Deine Jugendblüthe
An meinem Stamme sich emporgerankt,
Daß meine Huld die Sonne, die sie nährt,
Und daß sie nicht gedeihn kann ohne mich! — —
Und also laden wir nach Augsburg Euch,
Wohin der Reichstag ausgeschrieben ist,
Euch feierlich, vor allem Volke, dort

Mit dem Kurhut von Sachsen zu belehnen. —
Ade, Ihr Herrn, auf fröhlich Wiedersehn!
Und daß mir Niemand meinen Frieden stört!

(Während der Kaiser vom Thron steigt und der Rückzug sich ordnet, unter festlicher Musik, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

In Augsburg.

Prächtiger Saal mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren.

Erste Scene.

Beim Aufgehen des Vorhangs hört man von außen Trompetentusch und Jubelgeschrei. Carlowitz, aus der Nebenthüre rechts, bleibt einen Augenblick, wie horchend, seitwärts stehen; dann vortretend, spricht er:

Carlowitz.

Es ist erreicht! Beim Klange dieser Hörner
Wird ihm der Kurhut auf sein Haupt gesetzt.
Der größte nun von allen deutschen Fürsten,
Der Nächste nach dem Kaiser, — 's ist erreicht! —
Nun wehe weiter, Wind des Glücks, und führe
Mit vollen Segeln uns dem Hafen zu!
Die Welt zwar denkt, wir wären schon am Ziel:
Mir aber scheint, als wär's der Anfang erst.

(Von außen wiederholtes Jubelgeschrei und Musik. Gleich darauf, in festlichem Schmuck, den rothen Kurhut auf dem Haupte, tritt Moritz ein. So wie er den Carlowitz erblickt, eilt er in freudigster Aufregung auf ihn zu.)

Moritz.

Mein Carlowitz, mein Theurer!

Carlowitz
(das Knie beugend).

Gnäd'ger Herr!

Moritz
(ihn aufrichtend, in die Arme schließend).

Nein, Carlowitz! das ist die Stätte nicht,
Die Dir gebührt! An diese Brust, o komm,
Komm an dies fröhlich glückgeschwellte Herz
Und theil', mitfühlend, seinen stolzen Schlag! —
Ja, Carlowitz, mit diesem rothen Hut,
Der jetzt die jugendliche Stirn mir schmückt,
Grüßt mich die Röthe eines neuen Tags.
Nicht mehr derselbe bin ich, der ich war,
Ein kleiner Herzog, kleine Gaben bettelnd
Vom Augenblick: jetzt aufgenommen unter
Die Mächtigen, die Wähler dieses Reichs,
Die gleich den erdbeherrschenden Planeten
Sich um des Weltalls heil'ge Mitte drehn,
Den Höchsten jetzt, den Besten zugesellt,
Fühl' ich von tausend ahnungsvollen Träumen
Mein Herz geschwellt! Schon wie mit Liebesflammen
Weht mich der Athem der Geschichte an,

Der Kuß der Zukunft brennt auf meiner Stirn,
Und sehnsuchtvoll, gleichwie ein Bräutigam
Sich in die Arme der Geliebten sehnt,
So lechzt mein Herz nach einer großen That.
Ja, Carlowitz: wir wollen Thaten thun!
Rechtfertigen durch eigenes Verdienst
Wolln wir den schönen Irrthum unsers Glücks:
Und selbst der Neid, der mit ohnmächt'gem Zahn
An unsers Mantels goldner Schleppe nagt,
Von Scham entwaffnet, soll er eingestehn,
Daß unser Glück, wie groß es sei, doch nicht
Zu groß für uns! Sieh, als ich niederkniete
In diesem Centrum ird'scher Herrlichkeit,
Von allen Fürsten, allen, allen ich
Der Einzige, auf welchen alle Blicke
Gerichtet waren; als der Kaiser sich,
Der Herr der Welt, von seinem Stuhl erhob,
Mit eigner Hand mir diesen Purpurhut
Aufs Haupt zu setzen; als ein leiser Schauer
Der Majestät sogar den Untersten
Im Volk durchlief und es so stille ward,
Daß ich das Schlagen meines Bluts vernahm —
Und dann auf Eins das Schmettern der Trompeten,
Der Donner des Geschützes und der Ruf,
Der hunderttausendstimmige, des Volks:
Da, Carlowitz, da that ich einen Schwur . . . .
Allein Du hörst ja nicht, Du kehrst Dich ab?
Was hast Du, sprich?

Carlowitz.

O nichts, mein theurer Fürst,
Ich dachte nur — Verzeiht, wenn es Euch kränkt —

Moritz.

Ich will es, sprich!

Carlowitz.

Ein Nichts, mein gnäd'ger Herr,
Ein bloßer Traum, ein flüchtiges Erinnern,
Das wie ein Dieb, inmitten meiner Freude,
Mich überlief. Versunken, gnäd'ger Herr,
In diesen Anblick Eures Glücks, verloren
In Eurer Zukunft blüthereichen Traum,
War mir's, als ständen zwischen ihm und Euch,
Gleich zween vermummten, warnenden Gestalten,
Die dunkeln Schatten —

(nachdrücklich)

Eures Schwiegervaters,
Und Eures Oheims, die in Fesseln sind.

Moritz

(die Hände schmerzlich vor die Augen pressend, nach einer Pause, tonlos, allmälig heftiger).

Weh mir, 's ist wahr! Ich hätt' es gern vergessen
Nur Einen Tag, nur eine einz'ge Stunde
Den Nektar meines Glücks in vollem Zug
Rein zu genießen! Doch es darf nicht sein,
Gedenken muß ich der Gefangenen,
Bei Tag, bei Nacht, ich muß ihr Elend schleppen,

Dicht hinter mir, gleich wie ein armer Sklav,
Den man zu Leichen angeschmiedet hat:
Denn meine Ehre steht für sie zum Pfand!

(Einige Schritte auf- und abgehend, dann still stehend.)

Ich weiß es wohl, die Menschen tadeln mich
Und halten mich für einen Fürstendiener.
Denn sie verstehn nicht die geheimnißvolle
Bewunderung, die meine Seele kettet
An die erlauchten Spuren dieses Kaisers,
Des einz'gen Mannes in so kleiner Zeit!
Nur Eines gäb's,

(mit fallender Stimme.)

das löste die Bezaubrung . . .
Doch dieses Eine

(lang hinstarrend)

wird er ja nicht thun. — —
Auch Niemand ahnt, wie mich das Schicksal meiner
Verwandten kränkt, mit welchen Bitten, welchem
Gebeugten Knie ich Seine Majestät
Um ihre Freilassung gebeten. Immer,
Von Tag zu Tag, ward sie mir zugesagt
Und immer wieder sacht hinausgeschoben.
Jetzt drängt die Zeit; der letzte Kriegesfunken
Ist ausgelöscht, und keinen Grund mehr giebt es
Zu längerer Gefangenschaft. Ich habe
Ein letztes dringendes Gesuch um die
Freilassung meiner fürstlichen Verwandten
Beim Kaiser eingereicht. Es ist vielleicht

Nicht ganz in dem gewohnten Stil, nicht ganz
Verbrämt mit den beliebten Förmlichkeiten
Der spanischen Kanzlei: allein es ist
Die Sprache meines Herzens. Seine Majestät
Kann sie unmöglich mißverstehn; er weiß,
Wie ich ihn liebe: doch er weiß wohl auch,
Daß auch die Liebe ihre Grenzen hat,
Wo sie mit Thränen, aber dennoch, dennoch!
Den Degen bohrt in das geliebte Herz.
(Nach kurzem Auf- und Abwandeln, sich dicht vor Carlowitz stellend, ihn fixirend.)
Hast Du die Schriften wieder durchgelesen,
Die Frankreich uns gesendet?

Carlowitz.

Ja, mein Fürst:
Ich habe sie gelesen und geprüft.

Moritz.

Und Deine Meinung?

Carlowitz.

Daß sie wahrer sind,
Als für den Ruhm des Kaisers, wie zum Glück
Des Vaterlands ich wünschen darf und muß.

Moritz.

So sollte wirklich —?

Carlowitz.

Außer Zweifel ist es
Und wird durch gilt'ge Schriften dargethan,

Daß Seine Majestät im Willen haben,
Die Ordnung dieses Reichs, im Guten oder
Gewaltsam, anzutasten und die Krone,
Entgegen dem einstimmigen Beschluß
Der wahlberufnen Fürsten, seinem Sohn,
Dem spanischen Don Philipp, zu vererben.

Moritz.

Das wolle Gott nicht, daß Don Philipp je
Auf seiner finstern, frühgefurchten Stirn
Die freie Krone dieses Reiches trägt!
Zu einer spanischen Provinz würd' er
Das holde Deutschland machen.

Carlowitz.

Es könnte sein.

Moritz
(näher tretend, vertraulich).

Ich will Dir sagen, aber insgeheim:
Ich sprach zum Kaiser neulich, so im Scherz,
Als wär's zum Zeitvertreib, von diesen Dingen,
Und neckte ihn. Er aber sah mich lange
Durchbohrend an, mit eisernem Gesicht;
Dann, mit den Fingern trommelnd, sprach er ruhig
Von etwas Anderem. — Sag', wenn es wäre,
Welch Recht dagegen haben wir, die Fürsten
Des deutschen Reichs?

Carlowitz
(mit einer tiefen Verbeugung).

Sie dürfen protestiren
Und den Protest zu Protokolle geben.

Moritz
(zurücktretend, heftig).

Nein, nein, bei Gott! nicht dazu bin ich Fürst! —
Geh, schreib' an Frankreich, sag' ihm meinen Dank,
Ich bäte sehr, mir Fernres mitzutheilen;
Doch möchte man zu keinem Schluß mich drängen,
Eh nicht die eigne Ueberzeugung reif.
Inzwischen wollt' ich offne Augen haben.
Geh', schreibe das —

(zaudernd, da Carlowitz sich entfernen will)

und — höre Du — noch Eins:
Du könntest auch an Oberst Heideck schreiben,
Daß er mein Heer der Grenze näher führt;
's ist bloß, 's ist bloß —

(mit bitterm Lachen)

nun ja, zum Protokoll. —
Und auch an Albrecht schreib! Das ist ein Mensch,
Geschaffen ganz für eine Zeit, wie diese,
Die kühnen Griffs die Hefe rührt im Becher
Und sie als Schaum läßt tanzen hoch am Rand:
Verändrungssüchtig, trotzig, stets bereit
Zum Unerhörtesten, ein Stegreifritter
Der alten Zeit: doch tapfer und gewandt.
Schreib ihm, wovon wir ehemals beim Wein

Uns unterhalten halb im Ernst, halb Scherz,
Das könne jetzt — vielleicht — es wäre möglich —
Nur schreib ihm ganz, wie Du es gut befindest!
Und frag auch nach beim Cardinal Granvella,
Ob noch vom Kaiser kein Bescheid erlassen
Auf mein bewußtes, dringendes Gesuch.
Ade, mein Freund — —

(ihm die Hand mit Nachdruck pressend, ihn lang ansehend; dann Carlowitz ab.)

Zweite Scene.

Moritz allein.

Moritz.

(den Hut ablegend, erschöpft).

Da liege dort! Du hast
Mich doch getäuscht, du sitzst nicht ganz so weich,
Als ich gedacht: erst für die Morgenröthe
Des Glückes hielt ich dich — und nun, o Gott,
Als Dornenkrone drückst du meine Stirn!

(Er geht einige Male auf und ab, dann still stehend.)

Die Zeit ist krank, ich selber kranke mit —
O meine Anna, wärest du bei mir!
Dein keusches Herz, gleich einer Seherin,
Die in der Zukunft dunklem Grunde liest,
Hat nicht umsonst gezittert, nicht umsonst
Vor diesen finstern Wegen mich gewarnt —

Ich will zu ihr! An ihre reine Brust
Will ich mein Herz, mein unruhvolles, legen,
Will in den Frieden ihres Auges schaun,
Daß es auch mich mit Frieden überthaut —
Ich will zu ihr! Und wie aus Kindermund
Die Wahrheit sich, die ew'ge, offenbart,
So soll auch sie . . .

Dritte Scene.

Moritz. Anna, in Trauerkleidern, aus der Seitenthür links.

Moritz
(sie erblickend):

Ha! was ist das?! Sie selbst!
Anna, mein Weib! mein Weib!!

(Eilt auf sie zu, sie zu umarmen.)

Anna
(abwehrend, mit tonloser Stimme).

Zurück von mir! Berühre nicht die Hand,
Die ewig heut sich von der Deinen löst —

Moritz
(ihre beiden Hände haltend, in ihren Anblick versunken).

O meine Anna, o, ist dies ein Traum,
So laß mich sterben in dem süßen Traum!
Du bist es, ja, das ist Dein holder Mund,

Das ist das Herz, nach dem ich mich gesehnt —
Ja, meine Anna, ganz gewiß! es muß
Noch Engel geben, gute Genien,
Hilfreiche Geister, die mit holdem Flug
In unsrer schwärzsten Stunde uns umwehn,
Und jeder Wunsch und jedes leiseste
Gebet der Seele wird durch sie erhört!
Glaub' mir, mein Weib: ich habe mich unendlich
Nach Dir gesehnt — und o, nun bist Du da!
Ich halte Dich, ich küsse Deinen Mund,
Ich schaue in den Himmel Deines Blicks...

Anna.

Zurück! zurück! Dies ist die Stunde nicht
Zu süßem Liebsgespräch —

Moritz
(verwundert).

Du kehrst dich ab?

Anna
(tonlos, mit resignirtem Schmerz).

Ich komme aus dem Kerker meines Vaters...
Siehst Du? Nun fährst Du auf,
Nun weißt Du schon, was mein zerschmettert Herz
Im stummen Abgrund seiner Qual verbirgt:
Denn Dein Gewissen hat es Dir gesagt.

Moritz.

Nicht mein Gewissen! Rein ist es, wie Deins;

Doch bohrt Dein Schmerz auch mir in meine Brust:
Und darum klag' ich — und um Andres noch,
Das höchst entsetzlich wäre, höchst entsetzlich ....

(Versinkt in Nachdenken.)

Anna.

So hör' mich an! Nur eine kurze Frist
Ist uns verstattet —

Moritz
(aufhorchend).

Ich versteh' Dich nicht?

Anna
(mit schmerzlicher Bitterkeit).

Verstehst mich nicht? Und bist doch sonst so klug,
Und kannst nicht fassen, daß ein Weib aus ihrem
Herzen die Liebe reißt, wenn ihr Gemahl
Aus seiner Brust die Ehre riß? —

Moritz
(auffahrend, sogleich wieder besänftigt).

Ha..! Du bist
Ein Weib, mein Weib — es ist vergessen, schweig!

Anna.

Nein, schweige Du! und denk' an jene Zeit,
Da ich umsonst vor Dir die Hände rang,
Umsonst vor Dir in Thränenbächen schmolz,
Von Deinem Bündniß mit dem Kaiser Dich

Zurückzuhalten! Du vernahmst mich nicht,
Du zogst hinweg — die Rosse wieherten,
Die Speere funkelten im Sonnenlicht —
Ich sah Dir nach, ich wußte, wem es galt!
O Moritz, Moritz, was empfand ich da! —
Da saß ich nun im einsamen Gemach,
Von wüsten Bildern meiner Angst umgaukelt:
Da saß ich nun allein mit meiner Qual
Und sah im schmerzzerrütteten Gehirn
Den Vater kämpfen mit dem Gatten...

Moritz
(abwehrend).

Still

Anna.

Ich war unsäglich einsam und verwaist.
Die Menschen mieden mich — trat ich ans Fenster,
So traf ein Spottlied mein erschrocknes Ohr:
Sie nannten Dich den Fürstenknecht und spieen
Bei Deinem Namen aus.... Ich floh zurück,
Ich schämte mich, Dein Weib zu sein —

Moritz.

Still! Still!!

Anna.

Und endlich kam die Nachricht von der Schlacht
Bei Mühlberg, wo der Kaiser seinen Sieg
Durch Deines Beistands Uebermacht errungen.

Zum Tod verurtheilt war Dein edler Ohm —
O Moritz, Moritz, hätte damals lieber
Das Beil des Henkers über Dir geschwebt!
Er war beglückt, der doch im Elend war,
Ihn priesen sie und bauten ihm Altäre
In ihrer Herzen andachtvollem Grund:
Du warst im Glück, Du triumphirtest — Dich
Verfluchten sie! — Wie oft um Mitternacht
Vom öden Bett bin ich emporgestiegen
Und habe meine Hände aufgehoben
Und habe zum Allmächtigen gefleht,
Daß eine Kugel Dich zerschmetterte — —

Moritz
(mit bitterm Lachen).

Ja eine Kugel, Du hast Recht! Es wäre
Das Beste mir, und alle Zweifel endeten! —

Anna
(fortfahrend).

Und wieder
Ein Bote kam, und schluchzend sagt' er mir,
Daß auch mein Vater, überredt durch Dich,
Bethört von Deinem hinterlist'gen Rath,
In die Gefangenschaft des Kaisers sich
Ergeben hätte —

Moritz.

Nein, das nicht! das nicht!
Bei meiner Seelen Seligkeit: ich bin
Unschuldig an dem Schicksal deines Vaters!

Ich wußte wahrlich keinen andern Rath,
Man täuschte mich, ich sah das nicht voraus...

Anna.

Ich mußte fort, es ließ mir keine Ruh;
Zu meinem Vater zog mich's, nicht zu Dir!
Ich kam zu ihm, ich kaufte mir mit Gold
Den Weg in sein Gefängniß — seine Tochter:
Und kaufte mir mit Gold denselben Weg
Den Dir Dein Eisen hätte frei gemacht!
Ich kam zu ihm, ich sah ihn —
(Abbrechend, die Hände vor die Augen pressend.)
Still! ganz still!

Moritz
(in athemloser Spannung).

Nein! rede weiter —

Anna.

Hinter Eisenstäben,
In einem engen, traurigen Gemach,
So nackt, so kahl, kein Bauer wohnt so schlecht,
Auf einer armen, kleinen Schütte Stroh,
An einen Stein das theure Haupt gelehnt —
Da lag der Mann, der mir das Leben gab!
Ein halbzerbrochner Krug stand neben ihm,
Ein Stückchen Brod, so hart, so winzig klein,
Nie seinem Jagdhund gab er es so schlecht!
Lag halb verzehrt in seiner müden Hand.
Er sah mich nicht — ich bog mich über ihn —

(zusammenschaudernd).

Moritz — mein Vater ist recht alt geworden!
Alt! ach so alt!! Sein braunes Haar ist weiß,
Welk hängt das Haupt, das er so stattlich sonst
Auf ungebeugtem Nacken trug, sein Auge
Ist strahlenlos, wie ein erloschner Stern,
Und seine volle Stimme wurde hohl.
Ich sage Dir — er geht dem Grabe zu —
Er stirbt —

(aufschreiend).

er stirbt!!

Moritz.

Nun, bei dem Gott da droben,
Der meines Herzens tiefste Falten kennt:
Dies ist zu viel! halt ein! dies ist zu viel!
Was? solch Gefängniß einem solchen Mann?
Und so getäuscht bin ich und hintergangen?!

Anna.

Weil er auf Flucht gesonnen hatte, darum
In einen solchen Kerker warf man ihn.

Moritz.

's ist gut, 's ist gut — ich rede mit dem Kaiser,
Dein Vater wird befreit — gleich — diese Stunde —
Ich sag' Dir, diese Stunde — oder — oder —

(mit dem Fuße stampfend.)

Es wär' entsetzlich —

(abbrechend.)

doch dann muß es sein.

Anna.

Gelobe nichts: ich weiß, wie du es hältst!
Dies ist vorbei. Und wär' es auch, und löste
Der Riegel sich, der ihn gefangen hält:
Er ist doch nicht der Alte, der er war,
Er ist ein schwacher, ein gebrochner Greis,
Dem Du die Wurzel seiner Kraft geknickt.
Ade, leb' wohl! Von meinem Vater haben
Sie mich verbannt, man warf die Thüren zu:
Und jetzt von Dir verbanne ich mich selbst!

Moritz
(in gewaltigster Aufregung mit fliegendem Athem).

Bleib', Anna, bleib'! noch Eine Stunde, Eine!
Der Sand verrinnt — die Körner sind gezählt,
Bleib, sag' ich Dir —

Anna.

Umsonst! Du rufst umsonst!
Mein Herz hat sich von Deinem Ruf entwöhnt —

Moritz
(sie umschlingend).

Ich halte Dich — ich lasse Dich nicht los —

Anna
(sich seinen Armen sanft entwindend).

Du läßt mich los! Du hast es schon gethan,
Längst schon von mir hat sich Dein Herz verirrt —
So lebe wohl! Zum letzten Mal, leb' wohl!

Als wärst Du ein Gestorbener und über
Dir schlösse sich der Deckel Deines Sargs —
Noch diesen Kuß —

(von Liebe überwältigt, ihm in die Arme stürzend)

O Moritz, Moritz,
Wie hab' ich Dich geliebt! Mein armes Herz,
Gleichwie mit hunderttausend kleinen Wurzeln
Ein grünes Hälmchen an der Erde hängt,
So hing mein Herz an Deinem! Niemand hätte
Mich Dir geraubt —

(sich aufrichtend)

Du selber hast's gethan.

Moritz.

Nein, fliehe nicht! Mit ungeheuren Dingen
Gehn die Minuten schwanger — fliehe nicht! —
Entziehe nicht in meines Zweifels Nächten
Die holde Sonne Deines Auges mir!

Anna
(an seiner Brust ruhend).

Es geht nicht, nein! und wenn ich selbst es wollte,
Ich darf ja nicht! O wohl, es ruht sich sanft,
Unendlich sanft an Deiner lieben Brust —

(sich losreißend.)

Leb' wohl! Leb' wohl! Denn zwischen Dich und mich,
Gleich einem nächtlich irrenden Gespenst,
Stellt sich das Elend meines Vaters! Will ich
Die Lippe Dir, die schwellende, berühren,

Muß ich gedenken an den Scheidekuß
Den meines Vaters bleicher Mund mir gab.
Das scheidet uns — Leb' wohl! und möge Gott
Dir gnädig sein!

Moritz
(mit hoher Entschlossenheit).

Wohlan denn! lebe wohl!
Doch nicht für ewig! Eine Stunde kommt,
Da wir uns wiedersehen — lebe wohl!
Geh' zur Elisabeth von Rochlitz, sag' ihr —
Nein, sag' ihr nichts! Denn Dinge seh' ich kommen,
Die schrein von selber so entsetzlich laut,
Daß Todte selbst aus ihren Gräbern steigen
Und alle Welt ein einzig Schlachtfeld wird!
Leb wohl! Leb wohl! Das Schlachthorn hör' ich tönen:
Dich soll mein Schwert, Dich soll mein Tod versöhnen!
(Er begleitet die Anna bis zur Seitenthüre. Anna ab. Dann zurückkehrend:)

Vierte Scene.

Moritz allein; später Carlowitz und Granvella.

Moritz.

Nun Ihr
Allmächtigen, die Ihr in dunklem Schooß
Die erznen Würfel unsers Schicksals mischt,
Nun steht mir bei! Nun etwas muß geschehn —

Vielleicht, vielleicht — es könnte sein — ein Etwas,
Vor dem mein Herz, gleich einem scheuen Roß,
Sich schaudernd bäumt. — He, Carlowitz!

(Carlowitz tritt ein.)

Begieb Dich
Sogleich zu Seiner Majestät! Begehre
Antwort auf meine Schrift —

Carlowitz.

Der Cardinal
Granvella bittet um Gehör; vermuthlich
Bringt er die Antwort, welche Ihr begehrt.

Moritz.

Der Cardinal?! O nun, nun faß Dich, Herz!
Nun fällt der Wurf!

(Carlowitz ab. Gleich darauf Granvella, bei dessen Eintritt Moritz sogleich auf ihn zueilt, mit großer Heftigkeit.)

Wie steht's, Herr Cardinal?
Was haben Seine Majestät beschlossen?

Granvella.

Es thut mir leid, mein gnäd'ger Herr, daß ich
Nichts Beßres bringe —

Moritz.

Besseres? Wie das?

Granvella.

Es ist ein Nachhall Eurer eignen Worte,

Womit der Kaiser mich belud; es wird Euch
Begreiflich sein, wenn er nicht freundlich klingt . . .

Moritz.

Es gilt mir gleich, ob freundlich oder nicht!
Wenn Ihr nur die Gefangenen befreit.

Granvella.

Das ist der Punkt, Durchlauchtigster! Der Kaiser
Ist ganz erstaunlich überrascht, daß Ihr
Euch eines solchen Briefes unterfangen;
Er hätte Beßres sich von Euch versehn,
Als daß Ihr ihm mit Diensten solcher Art
Die Huld erwiedert, die er Euch geschenkt:
Das sei die Art nicht, wie man dankbar ist —

Moritz.

Doch meine Ehre —!

Granvella
(mit einem Lächeln).

Eure Ehre, Herr? —
Dies ist der Kern des Auftrags: Seine Majestät
Wird die Gefangenen, nach seinem Will'n,
Befreien oder nicht, heut oder morgen,
In einem Jahre oder auch in zehn,
Ganz, wie es ihm gefällt, mein gnäd'ger Kurfürst,
Und unbeschadet Eures Briefs —

Moritz.

Sind dies
Die eignen Worte Seiner Majestät? Unmöglich
Hat er Euch dies gesagt —

Granvella.

Doch, gnäd'ger Herr,
Dies und noch mehr. Er sagte, wenn Ihr mir
Gestatten wollt, es Euch zu wiederholen:
Ihr wärt noch viel zu jung, mein theurer Fürst,
Noch viel zu rasch, noch viel zu unerfahren,
Als daß Ihr schon die tiefdurchdachten Pläne
Der kaiserlichen Majestät begreift.
Er räth Euch drum, als Kaiser und als Freund,
Daß Ihr noch erst ein wenig warten wollt;
Vielleicht — vorausgesetzt, daß es dem Himmel
Gefällig ist — kann er ein andres Mal,
Falls er Euch fragt, sich Eures Raths bedienen.

Moritz.

Ha, dies ist Hohn! Beim Himmel, dies ist Hohn!
Führt mich zum Kaiser —

Granvella.

Seine Majestät
Haben die Stadt bereits verlassen
Und die Gefangnen mit sich fortgeführt.

Moritz.

Was? ohne Abschied? ohne Audienz? Bin ich
Nicht Fürst des Reichs? Was? Kennt Ihr diesen Hut?

Granvella.

Wie sollt' ich nicht? Ihr seid ja auch wohl nicht

Mit ihm geboren, mein durchlaucht'ger Herr . . .
Und überdies, so werden Zeiten kommen,
Wo solche Hüte etwas billig werden
Und Euer Hut nicht mehr als andre gilt.

Moritz
(höhnisch).

So? werden sie? Vermuthlich wohl, wenn Philipp
Die deutsche Krone trägt?

Granvella.

Es könnte sein;
Doch bin ich nicht in Alles eingeweiht,
Und nur der Himmel kennt das Künftige.

Moritz.

Ja wohl, der Himmel — und das Künftige,
Das Künftige!! — — 's ist gut, Ihr könnt jetzt gehn —

Granvella.

Gott segne Euch und alle Heiligen —
An die ihr zwar nicht glaubt, mein gnäd'ger Herr . . .
(Ab.)

Fünfte Scene.

Moritz allein. Gleich darauf Carlowitz, der während des vorigen Gespräches ab und zu im Hintergrunde erschienen ist.

Moritz.

Gott segne Euch! Gott oder Satanas! —

(Zu Carlowitz, der sich aus dem Hintergrunde nähert.)

O Carlowitz, man treibt sein Spiel mit mir!
Was? weiter nichts? Und Alles war umsonst,
Was aus den tiefsten Quellen meiner Seele
Ich ausgeströmt gleich einer Thränenfluth?
Hast Du's gehört? — O in der That, man treibt
Sein Spiel mit mir! —

Carlowitz.

Mein theurer Fürst —

Moritz.

Allein
Sie irren sich — ich sage Dir, sie irren!
Ich bin der Mann nicht, welcher dies erträgt
Und nur allein mit Tinte protestirt —
Blut! Blut, wie Oel! Das sänftige mein Herz!

Carlowitz.

Faßt Euch, mein Fürst —

Moritz.

's ist gut, ich bin gefaßt.
Laß satteln, augenblicks. Ein Abgrund muß
Ausdehnen jetzt sich zwischen Karl und mir —
Und Leichen nur, nichts Andres füllt ihn aus!

Carlowitz.

So wollt Ihr wirklich —?

Moritz.

Was ich muß.

Carlowitz.

Ihr wollt —?

Moritz.

Was meine Ehre, was mein Vaterland,
Das man zur spanischen Provinz will machen,
Und die gekränkten Rechte meines Bluts
Gebietrisch, unvermeidbar mir befehlen.
Er hat mich lang genug getäuscht, wohlan,
So täusch' ich ihn. Ich reise jetzt. Du selber
Mußt nach Paris — o pfui, dies Eine nur,
Dies thut mir leid, daß ich zur deutschen Sache,
Zur köstlichen, der Rettung meines Landes
Und meines Rechts, den Fremdling brauchen muß!
Was ist der Preis?

Carlowitz.

Drei Perlen deutschen Reichs,
Die alten Städte Toul, Verdun und Metz,
Sollt Ihr abtreten —

Moritz.

Aber doch wohl nur
Auf dem Papier? Versteh' mich recht, ich meine,
Nur als ein Pfand, ein Einsatz, eingezahlt
Auf unsres Vaterlandes künft'ge Freiheit;
Wer sie gewinnt, nimmt auch sein Pfand zurück.
Wer Deutschland frei macht, macht es stark zugleich;
Befreit vom Joch der eignen Tyrannei,
Wie würden wir das fremde je ertragen?

Und sterb' ich eh' und hindert mich der Tod,
Nun denn, so laß ich künftigen Geschlechtern
Die heil'ge Pflicht, die unauflösbare,
In bessern Zeiten wieder einzubringen,
Was ich von Deutschland, Deutschland zu erretten,
Jetzt in die Schanze blindlings schlagen muß:
Und mehr ist Freiheit, als ein Fetzen Land!

Carlowitz.

Ich bin bereit —

Moritz

(im Abgehen, sich plötzlich umwendend, langsam bis in den Vorgrund gehend, mit innigem Schmerz).

O Karl! O Karl! Mein Kaiser!
Held meiner Jugend, Sonne meines Glücks —

(Sein Herz niederpressend.)

Nein, zucke nicht! Du mußt ihn lassen, fort!
Ich reiß' ihn aus — ich werf' auch ihn, auch ihn
Auf unsrer Zukunft flammenden Altar!

Carlowitz.

Eilt, eilt, mein Fürst. Die Stunden sind gezählt,
Ein Werk, wie Eures, braucht der Schnelligkeit.

Moritz.

Es war das Letzte, so! — Nun ist es gut,
Nun nimm mich hin, mein Vaterland! Schiffbrüchig,
Verarmt an Liebe, meiner Ehre baar,
Des besten Freundes durch mich selbst beraubt:

So nimm mich hin! Die alten Sterne sinken,
Ein neuer steigt, ein flammender Komet,
An meinem Himmel fürchterlich empor —
Aus blut'ger Erde keimt die junge Saat:
(Das Schwert ziehend.)
Sonne der Freiheit, leuchte meinem Pfad!

Vierter Akt.

Innsbruck in Tyrol.

Ein enges alterthümliches Gemach, mit einer gewölbten Mittelthür; rechts eine kleine Seitenthür, links ein Fenster.

Erste Scene.

Der Kaiser, mit dem Narren Schach spielend, im Vorgrund.

Narr.

Euer Spiel steht schlecht, Gevatter. Was meint Ihr? Nicht wahr? Es spielt sich leichter mit Menschen, als mit Schachfiguren. Die Menschen — die werft Ihr um, rennt sie über den Haufen, schlagt sie todt, piff, paff, von oben, von unten, wie Ihr könnt und mögt; der Gewinn ist für Euch, und der Todtengräber für Alle. Aber die Schachsteine, das ist hartnäckiges Volk, die halten auf Regeln und Gesetz und Recht — o Gevatter,

wenn ich ein Kaiser wäre, ich schaffte das Schachspiel ab. Schach!

Kaiser.

Noch halt' ich es: ich geb' den Bauern preis.

Narr.

Den Bauern? Straf mich Gott, Gevatter: es ist doch das Dümmste, was man sein kann, ein Bauer zu sein. Ein Narr ist wenig — wißt Ihr warum? Weil wir unser gar zu Viele sind. Die Familie ist zu groß; das schöne Capital der Narrheit muß in gar zu kleine Portionen getheilt werden, damit nur ein Jeder etwas kriegt — Ihr auch, Gevatter, Ihr auch! und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr sogar den Löwentheil bekommen; es wäre nur so in Verhältniß zu dem Uebrigen. Aber dennoch lieber ein Narr, als ein Bauer! Als Narr bin ich Eines Menschen Narr und weiß es; aber der Bauer ist der Narr für Alle und weiß es nicht. Aber nun gebt Acht, Gevatter! Dieser Bauer hatte ein zartes Fell, Ihr tragt die Stiefeln, die Ihr Euch aus seiner Haut geschnitten habt, nicht weit: Schach! wieder Schach! und — matt!

Kaiser.

Ich sah den Läufer nicht, der hat die Schuld.

Narr.

Ja wohl, Gevatter, und zwei mal zwei ist vier. Aber soll ich Euch einen guten Rath geben? Ich soll:

denn wozu wäre ich ein Narr, als zum Rath geben? Und also dies ist mein guter Rath: Nehmt Euch in Acht, Gevatter, vor den Läufern! Versteht Ihr mich? Vor den Ueberläufern, den Vor- und Nachläufern, die den Mantel nach dem Winde drehn, hungrige Bursche, die so lange neben Eurem Pferde laufen, bis sie Euch ein Almosen abgebettelt haben — und dann recken sie die Zunge und werfen mit Steinen hinterdrein. Ihr versteht mich doch, Gevatter?

Kaiser.

Nein, guter Narr.

Narr.

Nun, Gott segne Eure Weisheit, gnädiger Herr. Es ist eine kaiserliche Weisheit, nicht zu wissen, was alle Welt weiß. Ihr habt zu lange Hände und zu kurze Ohren, da liegt's. — Schaut her: wenn dies Schachbrett das deutsche Reich wäre, und Euer König wär' ein Kaiser —

Kaiser.

O guter Narr, nur nichts von Politik!

Narr.

Ha, Politik! —
Es ist nun 'mal die Lieblingskost der Welt
Und auch der Narr will seinen Theil daran!
Die Welt hat sich ein wenig übergessen
Am Kinderbrei der Häuslichkeit; sie hungert

Nach den Fleischtöpfen der Historie.
Hörst Du die Magen knurren? Sieh Dich vor!
Das Volk hat einen grimm'gen Appetit
Und eine schamlos bäurische Verdauung.
Paſſ' auf, Gevatter! Sieh, es geht nicht gut,
Ich darf's Dir sagen! Denn ich bin ein Narr:
Das Volk braucht Viel — gieb ihm ein Weniges,
Zwei Bissen nur, nur ein paar dürre Krumen
Vom Abhub Deines Mahles — gib sie ihm!
Und satt und stumm, schweifwedelnd, kriecht der Hund
In seine kalte Hütte und schläft ein.

Kaiser.

Narr, sieh Dich vor, daß Du nicht selbst zuerst
Empfindest, wie die Hundehütte thut.

Narr.

Es wäre nicht das erste Mal, würde nicht das letzte bleiben. Narren und Patrioten müssen auf Schlimmeres gefaßt sein: und jetzt bin ich ein Narr und ein Patriot dazu, also ein zwiefacher Narr. Stroh oder Seide — ich sah eine Leiche, die hatte seidene Hosen an — und puh, was stank sie! Im Stroh nisten Flöhe, die beißen, in der Seide nisten falsche Freunde, die beißen noch ärger. Und darum sag' ich Euch: nehmt Euch in Acht vor den Ueberläufern! Nehmt Euch in Acht vor Eurem Freunde Moritz...

Kaiser
(lachend).

Auch Du, mein Narr? Die Tonart ist nicht neu,
Ich habe sie von Andern schon gehört
Und bis zum Ueberdruß gehört. O Narr,
Du wirst zu fett, Dein Witz wird mager, geh,
Leg' Dich in's Bett und nimm zu schwitzen ein.

Narr.

Noch nicht, gnädiger Herr. Ich warte, bis Ihr vor Angst schwitzt, dann setzen wir uns Beide zusammen. Ach Gevatter, Gevatter! es wird doch hübsch sein, wenn Alles so kommt, wie ich Euch sage — und dann setz' ich mich vor Euch und seh' Euch an und ziehe die Augenbrauen über die Stirn hinauf und räuspre mich und stemme die beiden Ellenbogen breit auf und sage: Nun? Nun, sag' ich? hab' ich es Euch nicht vorhergesagt? Ach Gevatter, das wird hübsch sein — so hübsch, daß es mir schon jetzt in die Augen steigt.

Kaiser.

Pfui, guter Narr, Du wirst sentimental?

Narr.

Sentimental? Nein, Gevatter, das hab' ich abgelegt, seit ich mir zum ersten Mal meine Hosen allein zuknöpfte — und dazwischen ist mehr Zusammenhang, als Ihr denkt. Sentimental? Mein Herz ist ein Igel, der seine Stacheln nach außen kehrt. Gebt Acht, Ge-

vatter: wenn Ihr weint, soll mein Herz Euer Kopfkissen sein — und dann sagt noch, daß ich sentimental bin. Aber im Uebrigen bleibt's dabei: es gehen böse Gerüchte über Moritz; man spricht von verborgenen Bündnissen, geheimen Plänen, heimlichen Rüstungen — nehmt Euch in Acht!

Zweite Scene.

Die Vorigen. Cardinal Granvella.

Kaiser.

Ah, Cardinal, Du kommst zur guten Stunde,
Der Narr fällt Dir ins Handwerk: vor dem Moritz,
So wohl beredt, mit solch allmächtigem
Stirnrunzeln warnt er mich, daß mich bedäuchte,
Als hört' ich Dich.

Granvella.

So wird das Sprichwort wahr,
Daß Narrenmund die Wahrheit redet.

Kaiser.

Wie meinst Du das?

Granvella.

Uns habt Ihr nie geglaubt,
Wenn wir Euch baten, auf der Hut zu sein
Vor Eurem Moritz: wohl! so glaubt denn jetzt

Der allgemeinen Stimme des Gerüchts!
So glaubt dem ängstlich zögernden Verdacht,
Der nächtlich schon das bange Land durchzieht
Und Moritz' Namen an die Pforten schreibt —

Narr.

Soll ich Licht anmachen, Gevatter? Es ist bloß, damit Ihr besser lesen könnt.

Kaiser.

Ich glaub' an kein Gerücht. Ich hab' erfahren,
Aus welchem Nichts die schnöde Lüge sich
Zusammenballt; ich weiß, wie gern die Schlange
Des Neides sich auf unsre Lorbeern legt
Und unsre liebsten Blüthen uns begeifert.
Der hat sich selbst verloren, der dem Urtheil
Der blöden Welt Gewalt giebt über sich
Und an des Pöbels Hirngespinnste glaubt.
Ich sage Dir, ich glaub' an kein Gerücht.

Narr.

Und ich an jedes, da glauben wir beide gleich viel.

Granvella.

Nun denn, mein Fürst, so glaubt der Wirklichkeit,
So glaubt den Thaten, die er selbst gethan!
Denkt an den Brief, den Ihr in Augsburg jüngst
Von ihm bekamt! Denkt an den Ungestüm,
(Obwohl es Schlimmres war, als Ungestüm)

Mit dem er mich, den Boten seines Kaisers,
Entlassen hat!

Kaiser.

Das ist es, siehst Du wohl?
Du bist ihm bös, weil er Dich etwas heftig
Entlassen hat! Und doch im Grunde war es
So unrecht nicht. Er hatt' es gut gemeint,
Er wird gedrängt von Freunden und Verwandten;
Ich hätt' ihm wohl ein wenig gnädiger
Antworten sollen, und es thut mir leid,
Daß ich zu willig Deinem Rath gefolgt.
Auch kenn' ich Deine Art, Du hast vermuthlich
Noch einen schlimmeren Bescheid gegeben,
Als Du ihn selbst aus meinem Mund empfingst:
Du mußt nach Spanien, zur Inquisition.

Granvella.

Ich lieb' ihn nicht —

Kaiser.

Ich aber thu' es, ich!
Dein Herr und Kaiser! und ich will, daß man
Nichts Böses mehr von ihm mir hinterbringt!

(Aufstehend, einige Schritte auf- und abwandelnd, dann stillstehend.)

Es ist was Seltnes, daß man Menschen findet,
Ursprünglich, kraftvoll, wie die ewige
Natur sie schuf. Die Meisten sind verhunzt,
Nicht erst durchs Schicksal, meist schon durch sich selbst,
Weil sie den Muth nicht haben, das zu sein,

Was sie zu sein gelüstet: arme Nullen,
Die man halbwegs mit nassem Finger löscht.
Er aber ist als Liebling ausgezeichnet
Des ew'gen Schicksals, daß er offnen Augs,
Mit sicherm Tritt und aufgehobnem Haupt,
Auf Pfaden geht, wo Andern schwindlig wird:
Er, von dem Gift der Menschen unberührt,
Noch ohne Runzeln auf der Stirn und ohne
Falten im Herzen, unbekannt mit den
Verhängißvollen Windungen des Lebens,
Und mir mit freier Liebe zugethan.
Als sich die Fürsten Deutschlands wider mich
Empörten, wem verdank' ich es als ihm,
Daß dieser wüste Sturm der Leidenschaft
Doch meines Thrones heil'ge Vesten nicht
Erschüttert hat? Und darum glaub' ich ihm,
Und biete Trotz dem Zischeln der Verläumdung!

Granvella.

Doch wißt Ihr auch, daß er ein Heer versammelt?

Kaiser.

Ich weiß es; denn ich selbst befahl es ihm.
Zu meinem eignen Beistand soll es sein,
Um mit Gewalt, wenn's nicht in Güte geht,
Die Aenderung des Reiches durchzusetzen,
Die ich bezwecke. Wenig Tage noch
Und meines Strebens Gipfel ist erreicht.
Was Wahlgesetz! Was Capitulation!

Auf eigne Pfeiler bau' ich meinen Thron,
Den Thron der Welt! Gott hat ihn mir beschieden:
Die Welt für mich! dann für die Welt der Frieden!

Granvella.

So ist Euch auch vermuthlich dies bekannt,
Daß diese Truppen, welche Moritz führt,
Sich schon der Grenze nähern von Tyrol?

Kaiser.

Der Grenze von Tyrol? Du sprichst im Traum.

Granvella.

Es giebt bedeutungsvolle Träume, mein
Durchlaucht'ger Fürst; denkt, dieser sei davon!
Ihr seid allein, in einem fremden Land,
Nichts ahnend, ungerüstet —

Kaiser.

Heda, Narr,
Sing' mir ein Lied! Mir thun die Ohren weh.

Narr.

Gleich, Gevatter. Was für ein Lied wollt Ihr haben? Ich kann viele schöne Lieder: aber für Ohren, die weh thun, kann ich keins, da müßt Ihr Kastraten singen lassen, oder Hofleute. Aber hört zu, Gevatter: das ist ein Lied, so weich wie Oel, aber Euch wird es doch kratzen.

(Singt.)

Wenn die Sonne scheint,
Wenn die Sonne scheint,
Schmilzt der Schnee;
Wenn mein Mädel weint,
Wenn mein Mädel weint,
Sag' ich Ade!
Rothe Rosen, rothe Rosen,
Warum welkt ihr doch so bald?
Warme Herzen, warme Herzen,
Warum werdet ihr so kalt?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Selden, in großer Eile eintretend.

Selden
(auf den Kaiser zueilend).

Mein gnäd'ger Fürst —

Kaiser.

Was hast Du? Du bist bleich?

Narr.

Gebt Acht, Gevatter: das ist der zweite Vers von meinem Liede, der nun kommt —

Selden.

Wie, gnäd'ger Fürst? Führt hier der Narr das Wort,

Indessen schon der Donner der Entscheidung
Mit dumpfer Stimme aus den Wolken spricht?
Moritz von Sachsen —

Kaiser.

O ich bitt' Dich, schweig!
Du hast wohl auch wo zwei Gevatterinnen
Oder 'nen armen Lanzenknecht behorcht,
Der, aufgeregt von seinem Stübchen Wein,
Ein Schelmenlied auf meinen Moritz sang?
Ich kenn' die Quellen Eurer Politik.

Selden.

Nein, theurer Herr: entschieden hat die That!
Zerissen ist von Moritz' eigner Hand
Das unglückselig künstliche Gewölk,
Das unsre Sinne trügerisch umwob!
Der Blinde selbst wird sehend, frei zu Tage
Liegt die entsetzliche Geburt der Nacht:
Moritz hat Euch verrathen!!

Kaiser.

Nein! nein! nein!
Es kann nicht sein: und wenn es könnte, dennoch —
Es soll nicht sein! es soll nicht, sage ich!!

Narr.

Du sollst aber nicht, sagte die Maus zur Katze. Ei freilich sollt' ich nicht, antwortete die Katze — aber es schmeckt mir.

Selden.

Es ist, mein Kaiser! Dieses Haupt zum Pfand,
Daß ich die Wahrheit melde! Wie von Flügeln
Der Nacht verhüllt, hat Moritz seine Truppen
Bis an den Eingang von Tyrol geführt;
Schon ist von Waffen jeder Paß gesperrt,
Schon in den stillen Thälern dieses Landes
Entfaltet sich das Banner der Empörung . . .
(Der Kaiser verhüllt schweigend sein Haupt.)

Granvella.

Doch welchen Grund zum Aufruhr giebt er an?

Selden.

Die Haft der Blutsverwandten, die gedrohte
Veränderung des Reichs, vor Allem aber,
Weil er die Freiheit, sagt er, retten muß.

Kaiser
(nach einer Pause, langsam).

O Freiheit, Freiheit, lockende Sirene,
Die Du die Herzen meines Volks verführst:
Wer bist Du denn, die Du mit Schmeichelworten
Den liebsten Freund von meiner Brust mir stiehlst?
Was ich gebaut, Du stürzest es in Trümmer,
Was ich gesät, Dein Feuer frißt es auf —
Komm, zeige Dich! Ich fühle ein Gelüste,
Dein vielbesungnes Angesicht zu sehn!

Ist solch ein Ding, wie Du — komm! tritt herein!
Ich bin ein Greis, mein Haupt wird kahl, ich wanke
Dem Grabe zu — tritt her! ich wage dennoch
Mit Dir den letzten, ungeheuren Kampf
Um den alleinigen Besitz der Welt!

Granvella.

Denkt nicht an Kampf, denkt erst an Sicherheit —
(Sturmglocken.)

Selden.

Horch da, sie läuten —

Granvella.

Es ist Sturm —
Der Himmel steht in Glut —

Kaiser.

Es ist der Abend,
Die Sonne sank, mein holder Tag erlosch:
Ich denke wohl, es wird der Abend sein!

Selden.

Nein, dies sind Flammen einer Feuersbrunst —
O gnäd'ger Herr —
(Kanonen.)

Granvella.

Die Lärmkanone kracht —

Narr.

Wer nun eine Pelzkappe hätte, Gevatter. Aber es ist doch nicht so leicht, ein Narr zu sein, als ich dachte.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein kaiserlicher Hauptmann.

Hauptmann.

Der Feind! der Feind! Auf, rettet Euch, mein Fürst!
Die Ehrenberger Schanzen sind gestürmt —
Befehlt, wohin der Rückzug gehen soll:
Denn allzuschwach sind wir zum Widerstand.

Selden.

Nichts da von Rückzug! Hier ist Euer Platz —
Schwach oder stark: wer hält sein Blut zu theuer,
Es hinzugeben für die Sicherheit
Des Kaisers, unsers Herrn?

Hauptmann.

Wie Ihr befehlt.
Die Straße nach Italien ist frei; die Loosung
Für uns ist Tod! Gott segne Eure Flucht!

(ab.)

Narr.

(ihm nachrufend.)

He, Du, bestell' mir einen Platz im Himmel, ich glaube, Du wirst Dir heute zwei verdienen.

(Hörner hinter der Scene.)

Selden.

Das sind die Hörner unsrer Feinde! fort!

Granvella.

Ihr müßt entfliehen, mein Durchlaucht'ger Herr —

Kaiser.

Ich fliehe nicht! Ich will nicht überleben
Dies klägliche, dies Ende meines Glücks!

Selden.

Es giebt noch Schlimmres, als den Tod allein,
Mein Kaiser: wollt Ihr als Gefangner leben?

Granvella.

Frisch, fasset Muth! Entflieht! Gönnt dem Verräther
Nicht diese volle Freude des Triumphs —

Selden.

Ihr müßt, mein Kaiser: Fackeln! Fackeln her!
Die Riegel vor!

(Durch die Mittelthür treten Bewaffnete mit Fackeln.)

Granvella.

Doch wohin lenken wir
Des Trauerzuges unglücksel'ge Spur?

Selden.

Nach Villach zu, dort ist der Weg noch frei.

(Der Hauptmann in die Mittelthür tretend mit gezogenem Schwert.)

Hauptmann.

Sie stürmen schon die Brücke — rettet Euch!
Bald ist der letzte Mann von uns gefallen!
Fort, rettet Euch! (ab.)

Granvella.

Die Kugeln pfeifen an
Die Mauern, fort!

Kaiser.

Was macht Ihr? Laßt mich hier!
Hier sank mein Stern — ich sinke mit — o Moritz,
Moritz, mein Sohn! Du hast mir weh gethan!!

Selden
(zu den Bewaffneten).

Kommt! tretet dicht an Euren Herrn heran!
Zieht Eure Schwerter! Mann für Mann! Wir schirmen
Das allerhöchste Haupt der Christenheit!

Granvella.

Kommt, theurer Kaiser!

Kaiser.

Kaiser?! Still — ein Traum!

(Alle, in tumultuarischem Gedränge, mit wehenden Fackeln, vorgehaltenen Schwertern, durch die Seitenthür ab: bis auf den Narren, der allein zurückbleibt.)

Fünfte Scene.

Der Narr allein. Später Moritz, Albrecht, Carlowitz und Soldaten. Hinter der Scene abwechselnd Schießen und Hörnerklang, der sich immer mehr nähert.

Narr.

Ich will nicht mitgehn, ich will hier bleiben; ich mag es nicht sehen, wie sie einen Kaiser lebendig zu Grabe tragen. O großer, großer Kaiser! — Und ich bin ja nur ein Narr; sie würden fragen, was der Narr will, wo sie für ihren Kaiser sterben. Denn es giebt auch eine Aristokratie des Todes. Pah,

(Sich in den Lehnstuhl werfend.)

dieser Stuhl ist weich: der Kaiser geht zu Grabe, und der Narr wird des Kaisers Erbe. Nun kommt her zu mir, Ihr Thorheiten der Erde! Der Narr ist Kaiser, und Euer lustiges Regiment beginnt. Nun komm, fuchsschwänzelnde Schmeichelei — Du wedelst? Gut, Du sollst Minister werden. Und Du mit der nackten Brust, Lüsternheit, Verbuhlte! ah, Du sollst mein Bettmeister sein, und wenn wir alt werden, warte nur, dann bauen wir Kirchen mit einander. Mummenschanz, Würfelspiel: Ihr sollt Volkslehrer werden! Ihr erzieht gehorsame Unterthanen, frisch zu! und die Weichlichkeit und das Gliederdehnen — ah, ich werde ein glückseliger Kaiser sein!

(Hinter der Scene.

Moritz.

Ergebt Euch!

Albrecht.

Schlagt sie todt!

Eine andre Stimme.

Zurück!

Eine vierte.

Marsch! Marsch!

(Degen klirren dicht vor der Thür.)

Albrecht.

Schlagt sie in Stücke! brecht die Thüren ein!

(Die Mittelthüre bricht ein. Albrecht, nach ihm Moritz, mit Soldaten, dringen fechtend ein.)

Albrecht

(im Hereinstürmen).

Halloh!

Das Nest ist leer!

(Den Narren erblickend.)

Was, noch ein Purpurträger?

Ich habe diese Farbe nie geliebt:

Laß mich das Schwert eintauchen, ob sie ächt...

(Ersticht ihn.)

Narr

(zusammensinkend).

Ah, mein Kaiser! Gute Nacht, Narr! Der Kaiser ist entflohen. Ich bin der Narr — und Du bist

(mit gellendem Lachen.)

angeführt —

(stirbt.)

Albrecht.

Ein Narr! Ein bloßer Narr!

Moritz
(hinzutretend).

Wozu dies Blut? Pfui, steck den Degen ein,
Das war kein ritterlicher Streich von Dir. —
Todt, armer Narr? Ich hab' ihn wohl gekannt:
Er war was Beßres werth — und dennoch, dennoch,
Was will er mehr? Er starb 'nen guten Tod. — —
Tragt diesen armen Schelm hinaus: und sorgt,
Daß ihm ein ehrliches Begräbniß wird.
(Carlowitz tritt ein.)
Wie steht's, mein Freund?

Carlowitz.

Sieg, mein Durchlaucht'ger
Herr!
Der letzte Mann des Kaisers deckt den Sand,
Wir haben keinen Feind mehr zu bekämpfen;
Er selber hat gen Villach sich geflüchtet.

Moritz.

Schnell! laß die Kerker öffnen! führe die
Gefangenen, die Freunde meines Bluts,
Die langvermißten, an mein Herz zurück!
Mit diesem Auftrag lohn' ich Dein Verdienst.

Carlowitz.

Ich eile, gnäd'ger Herr.
(Ab.)

Moritz.

O Albrecht, Albrecht,
Komm an mein Herz! Das sind sie, ja! da kränzen
Sie duftig uns die kampfverglühte Stirn,
Die Lorbeern dieses märchenhaften Zugs!
Die Macht des Kaisers ist gesprengt; ich habe
Die Augen eingedrückt, damit ich nur
Die theuren Banner nicht erblickte, denen
Ich sonst gefolgt und die ich heut bekämpft.
Es ist vorbei! Ich habe Blut gekostet,
Mein schwellend Herz, gleich einem jungen Leu'n,
Hat sich in Freiheit, wie in Blut berauscht —

Albrecht.

Ihr stürmt zu hoch für mich, mein theurer Fürst!
Die nackten Flügel meines armen Glücks,
Die nicht, wie Eure, sich von Federn blähn,
Vermögen Eurem Fluge nicht zu folgen.
Freiheit? O ja: es ist gewiß ein ganz
Vorzüglich Ding, absonderlich für Einen,
Der einer Kaiserkrone ganz so nah,
Wie Ihr jetzt seid — —

(Da Moritz ihn unterbrechen will.)

Nein in der That, ich bitte,
Thut keinen Zwang Euch an, noch seid besorgt,
Um Einspruch meinerseits — Was bin denn ich?
Fürst ohne Land, nur meines Sattels Herr,
Ein zweiter Sohn aus einem zweiten Haus —

Gestattet denn, indessen Ihr, mein Fürst,
Mit stolzer Hand das Schicksal wägt der Welt
Und Euch in Freiheit, wie Ihr sagt, berauscht,
Daß ich indessen nüchtern, wie ich bin,
Ja weil ich's bin, ein wenig plündern geh!

(Zu den Soldaten laut:)

Kommt, wackre Jungens! Steckt das Nest in Brand!
Man soll nicht sagen, daß wir einen Kaiser
Bei Nacht vom warmen Bett verjagt — und hätten
Nicht kaiserliche Beute auch gemacht!

(ab.)

Moritz.

Und dieser soll mein Bundsgenosse sein?!
Man steht doch nirgend besser, als allein.

Carlowitz
(zurückkehrend).

Ich habe die Gefangenen befreit,
Wie Ihr befahlt: allein sie weigern sich,
Vor Eurem Angesichte zu erscheinen.

Moritz.

Und was der Grund?

Carlowitz.

Erlaubt, daß ich's verschweige.
Nur dieses sag' ich: rechnet nicht auf sie
Und ihren Beistand.

Moritz.

Ich verstehe Dich:

Der Kerker hat nur ihren Muth gebrochen,
Nicht ihren Haß? Sie zürnen mir, nicht wahr?
Daß ich sie eher nicht, als jetzt, befreit,
Und sehn in mir den Feind nur, nicht den Retter?

Carlowitz.

Ihr habt's gesagt. Ihr Herz ist hart geworden;
Sie haben nichts behalten, als nur einzig
Den alten Groll.

Moritz.

— — Es thut mir leid, gewiß:
Doch nicht um meinetwillen! Mögen sie,
Wenn sie es können, den Befreier hassen,
Der aus der Schmach der Ketten sie erlöst:
Ich hab' es nicht um ihren Dank gethan!
So deutlich jetzt, so himmlisch sonnenklar,
Als hätt' ein Finger Gottes ihn geschrieben,
Fühl' ich den Weg jetzt, den ich wandeln muß,
Daß mich kein Haß, kein Unverstand, kein Neid,
Kein falsches Urtheil falsch berathner Freunde
Ablenken soll von dem gewählten Pfad.
Die bange Zeit des Schwankens ist vorbei:
Ich hab' entsagt auf alles andre Glück,
Als dieses nur, dem Vaterland zu dienen.
Drum ob die Welt sich wider mich empört:
Ich weiß es jetzt, wem dieses Herz gehört!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Heideck. Gleich darauf Selden. Albrecht.

Heideck.

Ein Abgesandter Seiner Majestät
Ersucht Euch um Gehör.

Moritz.

Führt ihn herein.
(Selden tritt ein.)
Ihr kommt vom Kaiser?

Selden.

Ja, mein gnäd'ger Herr:
Es jammert ihn des allgemeinen Elends,
Mit dem der Krieg aufs Neu' die Welt bedroht.
Drum trägt er Euch, wiewohl im tiefsten Herzen
Von Euch gekränkt, dennoch Versöhnung an
Und will Euch gern, was billig ist, gewähren.
Zuerst Freilassung der Gefangenen —

Moritz.

Freilassung? jetzt? Ich — habe sie befreit.

Selden.

Dann für Euch selbst Vergessen des Geschehnen,
Sogar Vergrößrung Eurer jungen Macht,

Zuwachs an Ehre, Reichthum und Gebiet,
Ja jeden Wunsch, den Eure Ehrbegier
Erträumen kann in ihrem kühnsten Flug.
Nur legt die Waffen nieder, welche Ihr
Ergriffen habt! Nur kreuzt die Pläne nicht,
Die Seine Majestät entworfen haben
Zum Wohl des Reiches, wenn abweichend auch
In Einigem von dem gewohnten Gleis!

Moritz
(nach einer kurzen Pause).

Mein werther Herr! Der Kaiser meint es gut,
Ich weiß ihm Dank, daß er den Frieden will.
Doch steh' ich hier in meinem Namen nicht
Und nicht um meines Vortheils willen hab' ich
Das Schwert entblößt: ich stehe hier im Namen
Und in Gewalt der deutschen Nation!
Was gilt das Unrecht, das er mir gethan?
Es war verziehn, noch eh' er es gethan.
Doch an der Freiheit hat er sich vergangen
Und an den Rechten meines theuren Volks.
Versöhne denn der Kaiser sich mit ihm!
Ihm biet' er diesen Ueberfluß der Gnade,
Mit dem er mich umsonst verlocken will!
Ja Gnade nicht — ist Gnade, was man muß?!
Er geb' dem Reich, was er ihm schuldig ist,
Sein gutes Recht und seine Freiheit wieder! —
Dies ist die einz'ge Fordrung, die ich stelle,

Ich kenne keinen Frieden, als allein
Der diese Eine Fordrung mir gewährt:
Nichts, nichts für mich! doch Alles für mein Volk!

Selden.

Eur Gnaden stelln bedenkliche Artikel.
Ich geb' es zu, Ihr habt uns überrascht,
Es war ein Aufstand — und er ist geglückt.
Doch warn' ich Euch! Vertrauet nicht zu sehr
Dem wechselvollen Einfluß Eures Sterns!
Das Glück des Kriegs ist wandelbar, Ihr steht
Allein, mein Fürst...

Moritz.

Warum verstummet Ihr?
Meint Ihr, ich läugnet' es? Mein Schwiegervater
Sammt meinem Oheim weigern sich des Bunds;
Ich bin allein — und dennoch nicht allein!
Denn mit mir kämpfen Millionen Seufzer,
Die Ihr dem Busen meines Volks entpreßt!
Denn mit mir kämpfen Millionen Herzen,
Die an die Zukunft glauben, hoffnungsreich,
Und deren Glauben Ihr nicht brechen könnt! —
Ihr nennt dies einen Aufstand? Nimmermehr:
Es ist ein heil'ger, ein gerechter Krieg,
Es ist die Nothwehr meines Vaterlandes,
Das ich befreien oder sterben will! —

Selden.

So schicket denn, so Euch gefällig, einen
Getreuen Mann, der Euren Willen kennt,
Nach Passau hin, zum Tag der Himmelfahrt,
Damit Ihr über die Bedürfnisse
Des deutschen Reichs und die Erneuerung
Der alten Rechte gütlich Euch vergleicht.

Moritz.

Nach Passau schick' ich; bis zur Himmelfahrt
Sei Waffenstillstand. Grüßet Euren Herrn
Und lebet wohl.

(Selden ab.)

Geh, Carlowitz, besorge
Die sichre Heimkehr meines Schwiegervaters
Und meines Ohms. Hier ist kein Platz für sie:
Die reife Frucht des Siegs solln sie genießen,
Die bittre Schale sei allein für mich.

(Indem Carlowitz abgehen will, kommt Albrecht.)

Albrecht.

Ihr unterhandeltet?
Ganz ohne mich zu fragen? ohne daß
Ich darum weiß?

Moritz
(kalt).

Doch aber wißt Ihr jetzt.

Albrecht

Zum Teufel, ja: aus der Soldaten Mund!
Gehört sich dies, daß Euer Bundsgenosse
Aus Söldnermund von Euren Plänen hört?

Moritz

Ihr hattet selbst, bedünkt mich recht, ausdrücklich
Verzicht geleistet auf Diplomatie —

Albrecht.

O schnöde Falschheit! Hinterlistig Netz,
Mit dem Ihr einen Ritter wollt bestricken!
Ich that es, ja: und thue mehr noch jetzt
Und sag' mich los von Euch und Eurem Bund —

Moritz.

So seid Ihr gütiger, als ich gedacht:
Denn meinem eignen Wunsch kommt Ihr zuvor.
Soldaten braucht' ich: aber Räuber nicht.
So sind wir quitt — und ich entlasse Euch!

Albrecht.

Sagst Du das mir? Entlassen? abgedankt?
Wie man 'nen Landsknecht aus dem Dienst entläßt?
Weil nicht, wie Du, durch Schmeichelei, Verrath
Und alle Künste einer glatten Zunge,
Ich mich emporgewedelt aus dem Staub?
Weil nicht, wie Dir, blödsinnige Gewohnheit
Die Stirne mir mit Diademen schmückt?
Und bin ich auch ein Stegreifritter nur:

(ans Schwert schlagend).

Das ist die Feder, die die Welt regiert,
Mit dieser wird mein Friedensschluß dictirt —
Ins Feld, ins Feld! Laß sehen, wen es trifft:
Deins oder meins — Blut sei die Unterschrift! —

(ab.)

Carlowitz.

Ihr wart zu rasch, mein Fürst; der Markgraf nimmt
Die Hälfte unsers Heeres mit sich fort.

Moritz.

So bin ich dennoch stärker, als zuvor.
Rein sei die Hand, die für die Freiheit ficht:
Mich schreckt das Drohen meiner Feinde nicht! —

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Kaiserliches Zimmer in Nürnberg.

Erste Scene.

Der Kaiser. Selden, am Arbeitstisch. Es brennt Licht.

Kaiser.

Ist der Vertrag mit Moritz aufgesetzt?

Selden.

Ja, Majestät. Ihr sichert Seiner Gnaden
Vergessenheit des Vorgefallnen zu,
Bestätigt die Freilassung der Gefangnen
Und nehmt die ausgesprochne Acht zurück.
Die traur'ge Spaltung der Religion
Wird anerkannt, als ein berechtigt Ding,
Und gleich in Zukunft wiegen die Partein,
Bis daß ein einig christliches Concil,
(Vorausgesetzt, daß je dergleichen sich

Versammeln wird) den alten Zwist versöhnt.
Die Ordnung dieses Reichs wird nicht verändert;
Die Krone erbt Eur Bruder Ferdinand,
Dazu berufen durch der Fürsten Wahl,
Und Spanien bleibt ohne Theil am Reich.
Dies ist die kurze Summe des Vertrags;
Nichts fehlt daran, als Eure Unterschrift.

Kaiser.

Reich' her das Blatt: wie weit ist's in der Nacht?

Selden.

's ist Mitternacht.

Kaiser.

Da trennt sich Tag von Tag:
Und so mit diesem Einen Federzuge
Trennt ein Geschlecht sich von dem andern heut,
Daß weit hinaus, bis in die fernsten Zeiten,
Der finstre Abgrund dieser Stunden klafft.
O diese Lettern werden mir so schwer!

Selden.

Ihr schenkt der Welt den Frieden, gnäd'ger Herr.

Kaiser.

Den Frieden, ja: auf künft'gen Krieg gebaut.
Ich höre schon, wie künftig alles Elend,
Das aus der Zwietracht der Parteien keimt,
Auf diese Stunde sich berufen wird,
Wo sie der Kaiser selber anerkennt;

Ich höre schon, wie Schwert an Schwert sich wetzt,
Und blut'ge Bilder künftiger Gefechte
Seh' ich auf diesem kleinen Blatte stehn!
Mein ganzes Leben hab' ich dran gesetzt,
Daß eine Stunde nicht, wie diese, käme:
Nun ist sie da, nun fordert sie ihr Recht!
Wohlan, es sei — da steht mein Name, so:
Das war das Letzte, das ich unterschrieben.

Selden.

Das Letzte? Wie, mein Fürst? Versteh' ich recht?
So seid Ihr ganz entschlossen, ganz bereit,
Den letzten Schritt, den äußersten, zu thun?
Entsagen wollt Ihr der gewohnten Macht,
Hinuntersteigen von dem goldnen Thron,
Dem köstlichsten der ganzen Christenheit —?

Kaiser.

Ich muß, mein Selden. Meine Zeit ist um;
Ein neuer Geist erfüllt die alte Welt,
Ein anderer Thron erhebt sich über mir,
Ein andrer Gott zieht in den Himmel ein:
Und keinen Raum mehr hat die Welt für mich.

Selden.

Ihr seht zu trüb. Den Doppelsinn des Glücks
Habt Ihr erfahren; fasset Muth.

Kaiser.

Ich klage
Das Glück nicht an: mein Schicksal war ich selbst.

Ich kämpfte mit dem Willen des Jahrhunderts
Und wollt' es zwingen, meine Bahn zu gehn.
Ein Gott im Himmel, Eine Kirche, Ein
Kaiser auf Erden, Ein allwaltender —
Das war die stolze Wurzel meiner Kraft! —
Und sie zerbrach! 's ist Phaetons Geschick:
Die Sonnenpferde der Geschichte schleudern
Aus meiner Höhe bäumend mich herab;
Zerschmettert lieg' ich; brausend über mir
Geht der Triumphzug einer neuen Zeit . . .

Selden.

Versucht's noch einmal, theurer Herr. Die Welt
Gehorcht am Liebsten der gewohnten Hand;
Springt auf noch einmal! Greift noch einmal wieder
In die gewalt'gen Speichen des Geschicks —

Kaiser.

Umsonst! umsonst! Es wälzt sich über mich:
Ich bin besiegt. So scheid' ich, ohne Schmerz.
Denn freudlos war das Leben, das ich führte:
Auf meinem Thron, wie stand ich so allein!
In meinem Glück, wie war ich selbst so arm!
Glaub mir, mein Freund: kein allerärmster Sklav
Hat es so schlecht gehabt, wie ich. Frohlockend
Jetzt von mir werf' ich diese goldnen Lasten
Der Majestät: ich bin ein Leben satt,
Deß bester Inhalt doch ein Irrthum war.

Selden.

Es ist das Loos des Menschen, daß er irrt. . . .

Kaiser.

Ja: und an seinem Irrthum untergeht.
Drum laß mich scheiden. Mögen Andre besser
Den Athemzug der jungen Zeit verstehn!
O ich beschwör' Euch, künftige Regenten,
Die Ihr in Eurer zugeschloßnen Hand
Das Schicksal künft'ger Millionen tragt:
Versäumt es nicht, mit liebevollem Neigen
Das Ohr zu legen an die Brust des Volks!
Verkennet nicht das ungeduld'ge Hüpfen
Der ungebornen Freiheit! Ueberhört
Das leise Flüstern in den Zweigen nicht,
Wenn sie der Athem der Geschichte rührt!
Ich hab's gethan, ich büße meine Schuld. —
So lebe wohl! Es ist zum letzten Mal:
Reich' mir die Hand — leb' wohl und denk' an mich!
Viel trübe Nächte haben wir durchwacht,
Viel heiße Tage mühsam überwunden
Und manche Noth und manchen Schmerz getheilt:
Ich danke Dir! Du warst ein treuer Freund . . .

Selden.

Mein theurer Herr —

Kaiser.

Nun gute Nacht, mein Selden.

Ist Niemand hier? Sieh her, der Page schläft:
So leucht' ich selber Dir hinab.

Selden.

Mein Fürst —

Kaiser.

Laß ein Gedächtniß diese Nacht Dir sein
Von unsers Glückes flücht'gem Unbestand:
Ich, jüngst noch Kaiser, Herr der halben Welt,
In dessen Reich die Sonne niemals sank,
Hab' Keinen jetzt, der mir die Kerze trägt.
Vergiß es nicht: Dein Kaiser hat's gethan!
Und siehst Du Menschen in des Lebens Pracht,
Vom Volk vergöttert, angestaunt vom Neid:
Denk' an den Kaiser, der die Kerze trägt!

(Der Kaiser begleitet Selden an die Thür: stummer Abschied. Dann zurückkehrend, ans Fenster tretend.)

Welch milde Nacht! Leis wallend durch die Luft,
Gleich den Gedanken eines Betenden,
Die goldnen Sterne wandeln ihre Bahn
Und schaun mich hell mit Friedensaugen an,
Als sagten sie: Wie nun, Du armer Mensch?
Was grämst Du Dich? Du häuftest Tand auf Tand
Und bautest Thorheit über Thorheit auf —
Was grämst Du Dich? Hier oben wandeln wir
Und wissen nichts von Deinem kleinen Schmerz! —
Glücksel'ge Sterne! ewig ungetrübt,
Neidlos ausgießend das geliebte Licht,

Fühllos sogar, nicht wissend, daß sie sind . . .
Ich muß vergessen, daß ich Kaiser war! — —

(Vom Fenster zurücktretend.)

Ich weiß ein Kloster in Hispanien:
Aus nacktem Fels, aus starrendem Gebirg,
Ein Felsen selber, thürmt es sich empor,
Schmucklos und kahl, mit dunklen Wölbungen,
Gleich einen riesenhaften Sarg. Das sei
Mein künftig Reich! in diesen Mauern ende
Sich ernst und schweigend meines Lebens Rest!
Lebendig dort, doch ein Gestorbener,
Todt für die Welt, nur lebend meinem Schmerz —
O Friede Gottes! Friede meiner Brust!

Zweite Scene.

Der Kaiser, in Nachdenken versunken. Moritz ist, ihm unbemerkt, eingetreten; nach einer kleinen Pause, in der er ihn voll Innigkeit betrachtet hat, hervortretend, das Knie beugend.

Moritz.

Mein Fürst! mein Herr!!

Kaiser

(ihn lang anstarrend).

Was willst Du? Heb' Dich fort,
Ich habe Dich nicht rufen lassen — geh!

Moritz.

Nein, sieh mich an! Du bist mein Herr und Fürst,
Frei steh' ich Dir und friedlich gegenüber
Und scheu' den Blitzstrahl Deines Auges nicht:
So neig' Dich zu mir, höre mich!

Kaiser
(immer abgewandt).

Was willst Du?
Ich habe Dir das Feld geräumt; der Krone
Hab' ich entsagt; der Herrschaft goldnen Stab,
Den ich geführt, da Du ein Kind noch warst,
Mit Kreiseln Du, wie ich mit Kronen spielend,
Um Deinetwilln hab' ich ihn abgelegt:
Ich bin ein Mönch, ein Bettler, weiter nichts,
Der nichts besitzt, als einzig seine Gruft —
Was willst Du noch?

Moritz.

Abschied zu nehmen komm' ich.
Es ist mir nicht genug, daß unsre Schreiber
Frieden geschlossen auf dem Pergament:
Laß auch die Herzen wieder sich versöhnen!
Wir haben jeder unsre Schuld gebüßt,
Es ist kein Grund mehr, daß wir zürnen solln.
Du gehst ins Kloster, in die Schlacht geh ich,
Wohin mich Albrecht ruft, der Feind des Reichs,
Feind des Gesetzes und des heil'gen Rechts,
Das ich vertheid'gen muß vor seinem Grimm!
Denn räuberisch, ein losgelaßner Wolf,

Durchzieht er plündernd das geliebte Land,
Brandschatzt die Städte, schändet den Altar,
Ja selbst mein Weib hat er als Geißel mir,
Ja meines Oheims Weib und die Urahne,
Die blinde Mutter meines Stamms, entführt —

Kaiser.

Was schiltst Du ihn? Er war Dein Bundsgenoß,
Von Dir hat er gelernt, wie man verräth:
So duld' es nun, trifft sein Verrath Dich selbst.

Moritz.

Nein, nicht von mir!
Wo ist das kleinste Stückchen Land, o sprich!
Der Baum, der Strauch, das Stäubchen in der Luft,
Das ich für mich in diesem Krieg gewonnen?
Nicht für mich selber: für die neue Zeit,
Für die bedrohte Freiheit meines Volks
Hab' ich gekämpft — gekämpft, selbst gegen Dich!
O glaube mir: es wurde mir nicht leicht!
Hätt' ich's vermocht, fürwahr! ich hätte lieber
Mein siedend Blut in Deines ausgeströmt,
Mit Jugenddrang Dein altes Herz zu wärmen!
Du hast es nicht gewollt; Du selber hast
Gewaltsam mich, den Zögernden, gezwungen
Und hast das Schwert mir in die Hand gepreßt —

Kaiser.

Wohl, es mag sein: und hätt' ich dies verdient,
Doch nicht um Dich! Dies Eine thut mir weh:

Ich liebte Dich, den Einz'gen Dich von Allen,
Und baut' auf Dich — und Du, Du wirst mein Feind!

Moritz.

Niemals Dein Feind war ich! Du warst mein Kaiser,
Ich diente Dir und folgte Deinem Wink,
Die Spuren küßt' ich, welche Du gegangen:
Doch bist Du nicht der Erde höchster Herr,
Bist nicht der Geist, der ew'ge, der Geschichte!
So zürne nicht und schilt mich nicht Verräther,
Weil ich ihm williger gedient als Dir.

Kaiser.

Doch glaubst Du wirklich an die neue Zeit
Und an den Sieg, den endlichen, der Sache,
Für die Du kämpfst?

Moritz.

So wahr aus jenen Sternen
Das holde Licht zu uns herniederfließt,
So wahr mein Herz hat aufgeschrien vor Qual,
Da mich das Schlachthorn mahnte wider Dich:
Ich glaube dran!

Kaiser
(gütig).

Ich zürne nicht; leb wohl.

Moritz.

Nein, reich die Hand, daß ich sie küssen darf!
Mir fällt die Welt anheim, die Du verläßt,

Ich bin Dein Erbe — Fürchte nichts! Ich meine
Die Krone nicht: trage Dein Bruder sie:
Und sicher soll sie, wie die Sonne sein
Am Firmament! Mein sei die Last allein
Des kaiserlichen Amtes, mein die Pflicht,
Der holde Genius meines Vaterlandes,
Der Bannerträger meiner Zeit zu sein!
Aufbaun will ich, was Du in Trümmer warfst,
Will freie Luft der jungen Pflanze spenden,
Die Du im Keim ersticken wolltest! Wieder=
Geboren sollst du sein, o Fürst, durch mich:
Als kämst Du wieder aus der Mutter Schooß,
Ein Jüngling dann, wie jetzt ein müder Greis,
Und hättst den Athem dieser neuen Zeit
In Dich getrunken mit der Muttermilch! —
Ich seh's voraus, mein Pfad wird blutig sein;
Viel hunderttausend Herzen müssen brechen,
Ehe der Morgen der Befreiung tagt:
Das meine auch. So reich' mir Deine Hand:
Es ist ein großes Werk, das ich begonnen,
Ich brauch' den Segen eines Manns, wie Du!

Kaiser.

Ich zürne nicht, in Frieden scheide, geh.

Moritz.

Nein, reich die Hand mir, ich beschwöre Dich:
Bei jenem Tage, welcher kommen soll

Und welchen Du nicht sehen wirst, noch ich,
Und den wir dennoch Beide ausgesät,
Du widerstehend, aber kämpfend ich;
Beim künft'gen Heil der kommenden Geschlechter,
Bei Deines Namens Unvergeßlichkeit:
Reich mir die Hand! vergieb mir! segne mich!!

Kaiser
(nach einer Pause, ihm die Hand hinreichend).

Der Du die Seele mir zerbrochen hast
Und hast das Schwert mir auf die Brust gesetzt:
Doch in der Qual der fürchterlichsten Stunde,
Da ich von Dir mich hintergangen sah,
Da ging der Stern mir der Erkenntniß auf,
Und ich empfand es, daß die Krone nicht
Und nicht die Macht, die goldne, sondern einzig
Die Freiheit ist der wahre Herr der Welt! —
Ihr beug' ich mich: mit meinem Blute zwar,
Doch hast Du mich gelehrt und unterwiesen,
Und freudig steig' ich ins lebend'ge Grab:
Ich weiß ja doch, daß Einer bleiben wird,
Unsterblich Einer, der die Welt regiert,
Wenn Du und ich in Asche längst zerfielen:
Es bleibt der Geist, der heute mich entthront! —
Und also segn' ich Dich —

Moritz
(auf die Kniee stürzend).

Mein Fürst! mein Vater!

Kaiser.

Ich segne Dich — auf ewig: lebe wohl!

(Beide rasch ab nach verschiedenen Seiten.)

Verwandlung.

Thurmgemach. Seitwärts ein Fenster.

Dritte Scene.

Sibylle führt die Elisabeth von Rochlitz herein. Später Anna, mit Kammerfrauen.

Elisabeth.

Man schließt uns ein und legt die Riegel vor —

Sibylle.

Es ist ein Heer im Anzug, glaube mir,
Uns zu befrein! Die ganze Nacht ringsum
Von Feuern war der Horizont erhellt,
Albrecht ist fort, die Wälle sind besetzt —

Elisabeth.

Wer soll sich kümmern um gefangne Frau'n?
Machtlos ist Dein Gemahl, Philipp gestorben,
Da er das heimathliche Schloß betrat:
Wer denkt an uns?!

Sibylle.

So wird es Moritz thun!

Elisabeth.

Ich wünsch' es nicht; ich habe abgeschlossen
Mit ihm und mir. — Sein armes Weib ist krank,
Weil sie sich stärker glaubte, als sie ist;
Sie stirbt vor Nacht, wir wollen sie begraben,
Er soll ihr heilig Antlitz nicht mehr sehn . . .

(Hinter der Bühne eine schmetternde Fanfare, darauf, in Zwischenräumen, der wachsende Lärm der Schlacht.)

Sibylle.

Ha! ein Signal! noch eines! das ist Schlacht!
Laß mich ans Fenster — sieh! die Ebne dampft —
Ja das sind Moritz' Farben —!

Elisabeth.

Wär' ich todt!
Ich mag nicht frei sein, werd' ich es durch ihn,
Der meine Freund' ins Elend hat gestürzt!

Sibylle
(noch am Fenster).

Das ist der Markgraf! Dort, ihm gegenüber,
Auf schwarzem Roß — o das ist Moritz selbst!
Er faßt die Fahne, stürzt sich in die Schlacht —

(Anna, in Fieberhitze, mit aufgelösten Haaren, stürzt herein, von einigen Frauen gefolgt.)

Anna.

Hört Ihr die Kugeln dröhnen durch die Luft?
Er schickt den Tod als Liebesboten mir,
Mein süßer Freund! mein Moritz! mein Gemahl!

Sibylle
(Sie umschlingend).

Ach, armes Kind! Sie spricht in Fieberhitze —
(Zu den Frauen.)
Wie durftet Ihr vom Lager sie entlassen?

Elisabeth.

Geh, geh, mein Kind! Wir haben ihn verflucht —

Anna.

Das ist sie, ja! das ist die ehrne Frau,
Das ist die Frau, die keine Augen hat
Und keine Thränen in den leeren Höhlen —
Ihm fluchen? Ihm? Ach bitte, fluch' ihm nicht,
Er war verreist und ist zurückgekommen —
Du lehrtest mich, wie ich ihn hassen soll —
Ich weiß nicht mehr — mir thut mein Kopf so weh —

Elisabeth.

Denk' an die Leiche Deines Vaters!

Anna.

Ach,
Es ist ja wahr — das theure, graue Haupt!
So sanft, so grau — es war ein alter Mann,
Er starb in Freiheit, sagt mir, starb er nicht?
Und alte Leute, hört' ich, müssen sterben —
O einen Kranz auf meines Vaters Gruft!

Doch er ist jung — er ist mein Bräutigam,
Er hat 'nen Ring von meinem Finger, ja,
Ihr wißt's nur nicht — ich freu' mich, daß er kommt!

Sibylle.

Führt sie zurück, besänftigt diesen Sturm —

(Zur Elisabeth.)

Du hast nicht gut gethan, ehrwürd'ge Frau!
Was wolltest Du in diese weiche Brust
Die starre Wurzel Deines Hasses senken?!
Zur Liebe war sie, nicht zum Haß gemacht:
Hinaus sie drängend aus dem stillen Gleis
Ihrer Natur, hast Du sie selbst zerstört.

Anna.

Nein, laßt mich los, ich hab' noch viel zu thun,
Ich muß noch Blumen streun auf seinen Weg —
Sein Weg ist weit!

Sibylle.

Er kommt schon: habe Muth!

Anna.

(Sich ans Fenster drängend.)

Das ist ein Fenster, ja! und blaue Luft
Und lang entbehrter goldner Sonnenschein —
Dort ist die Schlacht — ich seh' ihn: Moritz! Moritz!!

Elisabeth.

Wie steht die Schlacht?

Sibylle.

Getümmel — Pulverdampf —

Anna.

Das ist nicht recht, daß er nicht hören will,
Ich nick' ihm zu — und er, er sieht mich nicht!

Sibylle.

Die Brücke sinkt — die Feinde weichen —

Anna
(umsinkend, im Todesschrei).

Ah!

Sibylle.

Er sinkt — er fällt! Weh! Moritz ist gefallen!
Er rafft sich auf — die Thore stürzen ein —
Der Schloßthurm brennt —
(Sich zu Anna wendend.)
O armes, theures Kind!
Sie stirbt! sie stirbt!! Weh, welch ein Wiedersehn!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Moritz, verwundet, die Schärpe vor der Brust zusammenpressend, mit gezogenem Degen, stürzt herein: ihm nach Carlowitz, Heideck, Soldaten.

Moritz.

Anna! mein Weib! wo bist Du? Meine Anna!!

Sibylle.

Sie war es —

Moritz
(neben ihr hinstürzend).

Todt?! Was? meine Anna? Todt?!!

Sibylle.

Ihr brach das Herz, da sie Dich sinken sah.

Moritz.

Es darf nicht sein: nein, lebe, sprich!!

Anna
(sich langsam aufrichtend, mit brechender Stimme).

O Moritz —

Moritz.

Nein, stirb noch nicht! noch brich nicht, theures Herz!
Noch sinket nicht, ihr himmelssüßen Augen!
Anna, mein Weib — ich bitt' Dich, sieh' mich an:
Du lächelst, ja! ich weiß, Du bist versöhnt!

Anna

(sich aufrichtend).

Ich bin versöhnt, hier meine kalte Hand:
An Deiner Brust — Dein Weib — bis in den Tod.

(stirbt.)

Sibylle.

Es ist vorbei —!

Moritz

(sich neben der Leiche erhebend, die Schärpe, die seine Wunde bedeckt, abreißend, mit Entschlossenheit und gesteigerter Kraft.)

Nun denn, so strömet hin,
Ihr warmen Bäche meines Bluts! — Der Tod
Löscht alle Schuld: reicht mir die Hand, Ihr Alle,
Die Ihr dies ernste Leichenbett umsteht:
Ich habe nicht vollendet, was ich wollte,
Und mitten nun im Laufe sterb' ich selbst.
Und doch, ich weiß, daß ich die deutsche Freiheit
Gerettet habe und das Vaterland,
Auf neue Stützen neuer Macht gestellt!
Was ich gefehlt, vergebt mir: lasset nicht
Den Unverstand an meinem Namen nagen!
Denn wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn.
Du aber wachs' empor aus meinem Blute,
O wachs' empor und rage durch die Welt,
Baum unsrer Freiheit, theures Vaterland . . .

(Ueber ihrer Leiche zusammenbrechend.)

Elisabeth.

(nach einer augenblicklichen Pause sich erhebend, zu den Leichen hintappend, ihre Stirnen berührend, horchend).

Still! Alles still! kein Athem — sie sind todt.

(Gruppe: Die alte Blinde über den beiden Leichen, hinter ihr Sibylle zu den Seiten Carlowitz und Heideck, die Augen bedeckend, im Hintergrunde die Soldaten, ihre Häupter entblößend, die Fahnen neigend. Die Sturmglocke läutet, während der Vorhang langsam sinkt.)

Anhang.

Einige Aktenstücke, betreffend das Verbot des Moritz von Sachsen in Preußen.

(Geschrieben Herbst 1844.)

Das vorstehende Stück hat durch das Verbot, welches in Preußen gegen dasselbe ausgesprochen worden, eine Celebrität erhalten, auf welche, so vorübergehend sie sei, es dennoch an sich weder durch seinen künstlerischen, noch seinen theatralischen Werth den geringsten Anspruch hatte. — Insofern also hat der Verfasser keinen Grund, sich über das preußische Verbot zu beklagen. Im Gegentheil, er würde, wenn anders befriedigte Eitelkeit der Zielpunkt seines literarischen Strebens wäre, den preußischen Behörden für die nachsichtige Aufnahme, welche sie seinem Stücke dadurch beim Publikum bereitet haben, sogar seinen Dank nicht versagen dürfen.

Allein es giebt bei Betrachtung dieser Angelegenheit noch einen andern Standtpunkt, welcher sowohl der Sache, wie den Personen angemessener erscheint: der rechtliche, ja um es mit einem durchaus unverfänglichen Worte zu bezeichnen, der juristische Standpunkt.

Diesen Standpunkt scheinen die Behörden, von denen das Verbot des Moritz von Sachsen verhängt und be-

stätigt worden, nicht überall mit völliger Genauigkeit inne gehaltten zu haben. Oder auch: sie haben ihn nicht ganz richtig aufgefunden. — Den Behörden hieraus einen Vorwurf zu machen und sie einer geflissentlichen Beugung des Rechtes zu beschuldigen, wäre, mit dem gelindesten Ausdruck, sehr leichtsinnig: und ist der Verfasser, als geborner Preuße, und noch in diesem Augenblick unter dem Schutz der preußischen Gesetze lebend, von einer derartigen Vermessenheit sehr entfernt. Vielmehr, wenn überhaupt ein Vorwurf zu erheben ist, so darf derselbe ausschließlich die vorhandenen Gesetze treffen, welche rücksichtlich der dramatischen Dichter, ihrer Rechte und Pflichten, sowie des gesetzlichen Schutzes, den sie für ihr Eigenthum in Anspruch nehmen düfen, durchaus lückenhaft und unzulänglich sind.

Aber auch diese Mängel der Gesetzgebung wollen wir lieber beklagen, als anklagen; wenigstens scheint die Billigkeit es zu fordern. Oder wer möchte im Ernst an die Gesetzgebung das Verlangen stellen, Verhältnisse gesetzlich zu ordnen, so lange diese Verhältnisse selbst nicht existiren? Streitfragen juristisch festzustellen die noch gar nicht erhoben sind? Rechte zu schützen, die von Niemand in Anspruch genommen werden?

Und das war bisher in Betreff der Bühne der Fall. Die frühe Blüthe unsrer dramatischen Literatur, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo es sich etwa noch verlohnt hätte, Dichterantheile in Anspruch zu nehmen und die

Verhältnisse der Theaterdichter auch rechtlich zu ordnen, fielen in eine Zeit, wo das literarische Eigenthum noch nicht anerkannt war, die Rechte der Schriftsteller in den Augen der Gesetzgebung überhaupt noch keine Rechte waren. Als späterhin, im Laufe der letzten Decennien, dieser Standpunkt sich änderte und schließlich, nach langer Ueberlegung, längerem Ausweichen, eine allgemeine Vereinbarung zu Stande kam, welche die rechtlichen Verhältnisse der Literatur gesetzlich ordnete: da war das deutsche Theater dermaßen in Verfall gerathen, das Interesse des Publicums, die Theilnahme der vorzüglichsten Schriftsteller hatte sich so gänzlich von ihm abgewendet, es lag so völlig außer aller Erwartung, daß die Bühne jemals wieder ein Gegenstand literarischen sowohl wie industriellen Wetteifers werden könnte: daß man den Gesetzgebern in der That nicht gram sein darf, wenn sie bei der juristischen (wenn wir so sagen dürfen) Pacification der übrigen Literatur die dramatische völlig außer Augen ließen oder doch sie mit einigen wenigen Bestimmungen abspeisten, die wohl gesetzlich, aber schwerlich rechtlich sind *).

---

*) Wie z. B., daß das Recht des Autors über die Aufführung seines Stückes in demselben Augenblick aufhört, da er es dem Buchhandel übergiebt; oder daß anonyme Autoren völlig rechtlos sein sollen. Bei der ersteren Bestimmung scheint man den Satz befolgt zu haben, der wohl ehemals hie und da zur Vertheidigung des Nachdrucks in Anwendung gebracht wurde: Ich habe das Buch für mein Geld gekauft, und darf also damit machen, was ich will, also auch unter Anderm es nachdrucken.

Ebenso einige Jahre später, als man die Verhältnisse der Literatur zur Censur neu zu ordnen und diesem an sich schwankenden Zustande eine neue gesetzliche Grundlage zu geben suchte. Was die Staatsbehörde dem Verleger, dem Verfasser, dem Drucker zu ersetzen hätte, falls es ihr belieben sollte, Bücher, die in Uebereinstimmung mit den bestehenden Vorschriften, unter dem Schutz der Gesetze, erschienen, dennoch nachträglich zu unterdrücken, wurde gesetzlich ausgesprochen und festgestellt. Dagegen was die Staatsbehörde dem Verfasser, dem Theaterunternehmer, dem Darsteller zu leisten hat, falls es ihr belieben sollte, ein den bestehenden Vorschriften conformes, unter dem Schutz der Gesetze erschienenes Stück nachträglich dennoch zu unterdrücken, daran dachte Niemand, weil Niemand daran dachte, daß dergleichen Fälle jemals in Wirklichkeit eintreten könnten.

Erst in allerneuester Zeit (der Verfasser des vorstehenden Stückes würde dies nicht auszusprechen wagen, wenn er nicht durch die ausführliche Erläuterung, die er seinem Satze in der Einleitung gegeben hat, sich gegen

---

Ebenso hier: Ich habe das Stück für mein Geld gekauft, ich darf also damit machen, was ich will, und mithin es auch zur Aufführung bringen, wie ich will. Aber wenn dieser Satz richtig ist, so mußte man auch den Nachdruck rechtlich anerkennen. — Worauf der zweite Punkt sich stützt, die rechtliche Achtung der Anonymität der Bühnendichter, vermögen wir gar nicht einzusehen; ja wenn es noch Zeitungscorrespondenten wären! —

alle einfältigen Beschuldigungen, die man daraus ableiten möchte, und sogar gegen alle absichtlosen Mißverständnisse, hinlänglich gesichert zu haben glaubte) haben einige Stücke jüngerer Schriftsteller endlich wieder eine gewisse Wirkung erzielt und dem deutschen Theater das langentwöhnte Interesse des Publicums, oder doch wenigstens seine Neugier, wieder zugeführt. Ob diese Stücke diesen Effect ihren Verdiensten, ob sie ihn dem Zufall, ja vielleicht ob sie ihn ihren Fehlern verdanken, und wie lange daher dieser Effect dauern wird, das sind Fragen, die übrigens vollkommen berechtigt sind, allein die uns hier nicht kümmern. Wir halten einfach an der Thatsache fest, daß das deutsche Theater für den Augenblick wiederum, sowohl für die Autoren, als für das Publikum, ja zum Theil sogar für die Theatervorstände, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, ein Gegenstand mannigfacher, sich mannigfach durchkreuzender Interessen geworden ist.

Und also auch ein Gegenstand gesetzlicher Fürsorge. Neue Verhältnisse bringen neue Rechte hervor, neue Rechte wollen neuen Schutz, das heißt neue Gesetze. Schon haben die beiden größten Theater Deutschlands, die Hoftheater von Wien und Berlin, ingleichen mehre der angesehensten Stadttheater, einige annähernde Schritte zur Herbeiführung eines neuen Rechtszustandes für die Verhältnisse der Bühne, und namentlich der Bühnendichter gethan: dieselben wenn sie auch zum Theil durch die höchsten Behörden bestätigt sind, stimme

nichtsdestoweniger mit der übrigen Gesetzgebung keineswegs überein, ja zum Theil stehen sie mit ihr in directem Widerspruche. Unter allen Umständen aber tragen sie lediglich den Charakter von Privatabkommen, welche, so höchst ehrenwerth und wohlgemeint sie auch sein mögen, doch immer des eigentlichen gesetzlichen Ansehns entbehren und mithin, für den möglichen Fall, jeder Willkür offen stehen. Sogar, was bei einer derartigen partiellen und nur privaten Abhilfe nicht wohl ausbleiben konnte: diese isolirten Zugeständnisse drohen den gesammten Rechtsstand nur noch mehr zu erschüttern und in Verwirrung zu bringen, indem durch sie Verhältnisse begründet, Ansprüche zugestanden, Conflicte ermöglicht werden, die man bis dahin gar nicht kannte, und für deren letzte definitive Erledigung in der bisherigen Gesetzgebung keine Instanz vorhanden ist.

Unter diesen Umständen möchte es denn wohl an der Zeit sein, daß auch der Staat, als solcher, die rechtlichen Verhältnisse der Bühne ein wenig näher ins Auge faßte und den mannigfachen Ansprüchen, Verwicklungen und Rechtsfragen durch ein allgemeines Gesetz zu Hilfe käme.

Doch wollen wir auch hierin unsere Forderungen gern bescheiden. Unsere Zeit (man hat es uns oftmals gesagt und noch öfter — bewiesen) hat zur Gesetzgebung keinen Beruf; es ist überhaupt nichts mit den Gesetzen, die so abstract, von einem ideellen Stand-

punkte aus, gegeben werden: nur das historisch gewordene Recht ist wirklich Recht.

Wohlan denn, so bilde auch für die Zustände unsrer Bühne, für die Ansprüche der Bühnendichter, die Conflicte des Theaters mit der Censur, mit Einem Worte, für unser ganzes deutsches Bühnenwesen sich ein solches historisches Recht! Als einen Beitrag dazu biete ich hier die Geschichte meines Moritz von Sachsen. Ich glaube dies um so unbedenklicher thun zu dürfen, als ja der ästhetische Werth oder Unwerth meines Stückes und das juristische Interesse dieses Falles augenscheinlich zwei ganz verschiedene Dinge sind, und ich mithin kein Gesetz des Anstandes oder der Bescheidenheit verletze, indem ich die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Fall hinlenke, ja sie ausdrücklich und dringend für ihn in Anspruch nehme. Mein Stück könnte noch mangelhafter sein, als es ist, es könnte von einer gewissen Richtung unsrer journalistischen Kritik mit noch größerer Strenge, vom Publikum mit noch geringerer Nachsicht empfangen sein, als es geschehen: und das juristische Interesse seines Verbotes, die Wichtigkeit der rechtlichen Fragen, die sich daran knüpfen, blieben dennoch dieselben.

Nicht also (um dies noch einmal ausdrücklich auszusprechen) aus irgend einem persönlichen Motive: meine Person ist bei der ganzen Angelegenheit schon mehr ins Spiel gezogen worden, als mir lieb war — auch nicht etwa um mich vor dem Publikum zu rechtfer-

tigen: das Publikum selber hat mir diese Mühe, in einer mich beschämenden Weise, abgenommen — noch weniger, um die preußischen Behörden wegen der Unterdrückung meines Stückes vor der öffentlichen Meinung anzuklagen: ich bin ihnen ja im Gegentheile Dank schuldig — sondern lediglich als einen Beitrag zur Kenntniß des gegenwärtigen Rechtszustandes der deutschen Bühne, als ein Problem, an welchem der Witz unsrer Rechtsgelehrten, der Scharfsinn unsrer Gesetzgeber sich üben möge, ja wenn es sein kann, als ein Samenkorn zum organischen Wachsthum einer künftigen, historisch gewordenen Bühnengesetzgebung, habe ich meinem Stücke diesen Anhang beigefügt, und theile ich namentlich im Nachfolgenden die hauptsächlichsten Actenstücke mit, welche in dieser Angelegenheit gewechselt worden sind. Ich enthalte mich dabei aller Zwischenreden und eigenen Zusätze, um das freie Urtheil, das sich ein Jeder aus Lesung dieser Actenstücke bilden wird, in nichts zu beschränken, noch auch die eigenthümliche Beweiskraft derselben zu schwächen.

Insbesondere erlaube ich mir, Rechtsgelehrte, Theatervorstände, Bühnendichter und überhaupt alle diejenigen, welche sich für derartige Angelegenheiten interessiren, auf folgende Punkte aufmerksam zu machen, deren Beantwortung für den gesammten Rechtszustand der Bühne, ja vielleicht für den Rechtszustand im Allgemeinen, von einer gewissen Erheblichkeit sein dürften.

Zuerst wünschte ich von Juristen belehrt zu sein, ob, preußischem Recht zufolge, „Bestimmungen", die nicht in der Gesetzsammlung publicirt sind, nichts destoweniger allgemeine Giltigkeit und gesetzlich bindende Kraft haben; vgl. das Schreiben eines Hohen Königlichen Ministeriums des Hauses, vom 6. October dieses Jahres, in welchem es sich auf eine „Bestimmung" beruft, die, so viel bekannt, nirgend in gesetzlicher Weise veröffentlicht worden ist*).

Zweitens, wenn dergleichen Cabinetsordres existiren, und wenn sie allgemein bindende, gesetzliche Kraft haben, sind alsdann die von der Regierung bestellten Censoren verpflichtet, Kenntniß von denselben zu nehmen und sie vorkommenden Falles in Anwendung zu bringen? Darf namentlich, wenn Theaterstücke des und des bestimmten Inhaltes zur Aufführung gesetzlich nicht zugelassen werden dürfen, nichts destoweniger der Censor den Druck derartiger Theaterstücke, B e h u f s d e r A u f f ü h r u n g und mit der ausgesprochenen Absicht, diese Abdrücke n u r u n d a l l e i n z u r A u f f ü h r u n g zu benutzen, zugeben? Oder ist er nicht mindestens verbunden,

*) Leute, die mit den Verhältnissen des Berliner Theaters genauer bekannt sind, wollen uns versichern, daß mit dieser „Bestimmung" eine Allerhöchste Cabinetsordre bezeichnet sei, welche vor etwa zwei Jahren, bei Gelegenheit des Gutzkow'schen Zopf und Schwert, erlassen worden, deren Veröffentlichung dann aber auf dem gesetzmäßigen Wege bisher jedenfalls nicht erfolgt ist.

den Verfasser auf das Bestehen jenes Gesetzes und mithin auf das Risico, in welches er sich begiebt, aufmerksam zu machen? Und wenn er dies Alles unterläßt, und der Verfasser dadurch nachträglich in Schaden geräth, ist alsdann der Censor, und wie weit ist er, dem Verfasser gegenüber, zum Schadenersatz verpflichtet?

Ferner bei Bühnen, mit denen der Verfasser in Betreff des Honorars ein Tantiemenverhältniß eingegangen, wie stellt sich dieses Verhältniß in dem Falle, daß die Censur nachträglich die weitere Aufführung der auf Tantieme eingereichten und angenommenen Stücke verbietet? Ist die Censur dem Theaterunternehmer, der Theaterunternehmer dem Dichter (oder sonstigem rechtlichen Eigenthümer des Stückes) zum Schadenersatz verpflichtet? Und in welcher Art ist hier der eventuelle Verlust (das lucrum cessans) zu bestimmen?

Wie namentlich stellt sich dies Verhältniß bei solchen Bühnen, welche, wie die königliche Hofbühne zu Berlin, durch gesetzliche Bestimmung censurfrei, d. h. ihr eigener Censor sind? Und wer wird in diesem Falle dem Eigenthümer des Stückes rechtlich responsabel: die Behörde, die ihre eigene Censur nicht aufrecht zu erhalten vermag? oder die andere, welche die Censur übercensirt? — u. s. w.

Schließlich die Versicherung, daß, falls in dieser juristisch interessanten Angelegenheit noch etwas Wei-

teres von Bedeutung sich ereignen sollte, der Verfasser nicht verfehlen wird, es dem Publikum, als einen weiteren Beitrag zur historischen Genesis eines allgemeinen Bühnenrechtes, gleichfalls vorzulegen.

Actenstücke.

I.

Immediatbeschwerde des Dr. ph. R. E. Prutz in Halle über das von Einem Hohen Königl. Ministerium des Innern erlassene Verbot des Trauerspiels Moritz von Sachsen.

Allerdurchlauchtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königl. Majestät wollen allergnädigst verzeihen, daß der unterthänigst Unterzeichnete es wagt, Ew. Königl. Majestät mit einer Angelegenheit zu behelligen, die an sich allerdings viel zu unerheblich ist, um vor die Stufen des Königlichen Thrones gebracht zu werden. Allein das bedrohte Recht, die gefährdete Freiheit der Kunst sind Dinge, welche jederzeit, auch in der geringsten Erscheinung, eines Königlichen Schutzes würdig sind: und darum wag' ich auch, Ew. Königl. Majestät nachstehendes ergebenstes Gesuch vorzulegen.

Das von mir verfaßte historische Trauerspiel Moritz von Sachsen, das am 19. d. M. auf Ew. Majestät Hof=

theater zu Berlin zum ersten Male aufgeführt worden, ist seitdem durch Erlaß Eines Hohen Königl. Ministeriums des Innern *) verboten, und die angesetzte zweite, sowie jede fernere Wiederholung desselben untersagt worden. Welche Gründe Ein Hohes Königl. Ministerium zu dieser gewaltsamen Maßregel veranlaßt haben, weiß ich nicht; denn noch hat Ein Hohes Ministerium nicht für gut befunden, mir, als dem genannten und öffentlich bekannten Verfasser des Stücks, über das ergangene Verbot (das mir daher auch nur durch gefällige mündliche Mittheilung des Generalintendanten Herrn von Küstner bekannt geworden ist) irgend eine Anzeige zu machen, noch mir die Stellen, auf welche dasselbe gegründet werden möchte, mitzutheilen und mich zur Rechtfertigung derselben zuzulassen. Vergebens frage ich selbst den Inhalt meines Stückes (von dem ich ein mit dem Theaterexemplar der Königlichen Hofbühne wörtlich übereinstimmendes Exemplar hier beifüge) nach den Gründen dieser gewaltsamen Maßregel. Mein Stück ist, als Manuscript, hier in Halle unter Ew. Majestät verordneter Censur gedruckt worden; es ist ferner auf einer Reihe

*) Diese Angabe war irrthümlich. Nicht vom Ministerium des Innern, sondern, wie ich erst später erfahren, vom Ministerium des Königl. Hauses, als demjenigen Ministerium, welches der Königl. Hofbühne vorgeordnet ist, war das Verbot des Moritz ausgegangen; das Ministerium des Innern hat es nur durch Circularschreiben an die Oberpräsidien für den ganzen Umfang der Monarchie zur Ausführung gebracht.

deutscher Bühnen, insbesondere Hofbühnen, wie Stuttgart, Darmstadt, Oldenburg, München, zur Darstellung gekommen; ja es wird in diesem Augenblick auf dem K. K. Hofburgtheater zu Wien zur Aufführung vorbereitet. Schon dies möchte für die Unverfänglichkeit sowie für die vollkommene Zulässigkeit meines Stückes in Preußen sprechen. Oder seit wann wäre in Berlin, unter Ew. Majestät glorreichem Scepter, verboten, was in Wien und München frei zugelassen wird? Zumal es in meinem Stücke an jeder besondern Beziehung auf preußische oder berliner Zustände ganz und völlig mangelt.

Ew. Königl. Majestät haben seit Dero Regierungsantritt vielfältig ausgesprochen und durch ruhmvolle Handlungen zu erkennen gegeben, daß Sie nicht blos die strenge Wissenschaft, daß Sie auch die verschönernde Kunst beschützen und in Ehren halten wollen; Sie haben Orden und Pensionen an Dichter ausgetheilt und den schönen Ruhm eines Kunstbeschützers zu Dero Königl. Namen gefügt. Aber mehr als dieses Alles, bedarf die Kunst der Freiheit: derselben Freiheit, welche überhaupt jeder menschlichen Bestrebung im Staate und durch den Staat gesichert ist: nämlich innerhalb des Gesetzes, auf dem heiligen Boden des Rechtes, sich selbstständig, in freiem Wachsthum, entfalten und die ganze Fülle des Innern frei zu Tage legen zu dürfen. — Diese Freiheit, die schon nicht mehr eine Königliche Gnade, eine Vergünstigung der Königlichen Macht, nein! die ein Recht der Kunst ist, nehm' auch ich, als ein Recht meines Kunstwerks, für

dasselbe in Anspruch. Ich lege mein Stück an den Stufen des Königlichen Thrones nieder, ich unterwerfe es dem Spruche eines jeglichen Gerichtes, das Ew. Majestät gefällig sein wird, darüber einzusetzen, ich rufe Jedermann auf, wer es auch sei, mir die kleinste Stelle, die leiseste Silbe in meinem Stücke nachzuweisen, welche, sei es durch Inhalt oder Form, gegen das Gesetz, ja nur gegen die prüdesten Rücksichten der Convenienz, die ängstlichsten Vorschriften der Sitte verstößt. Ich weiß, daß ich den Boden des Rechts streng inne gehalten habe; so gönne man auch mir, auf diesem Boden, die rechtliche freie Bewegung!

Aber daß ich Ew. Königl. Majestät nichts verheimliche: mein Stück wurde bei seiner Aufführung am 19. d. von der Nachsicht des Publikums mit lebhaftem Beifall, ich selbst mit wiederholtem Hervorruf beehrt. Bei dieser Gelegenheit habe ich einige Worte des Dankes an das Publicum gerichtet: und jetzt will man mich von höchst achtbarer Seite versichern, daß dies der eigentliche Grund, welcher das Verbot Seitens Eines Hohen Ministeriums des Innern hervorgerufen. Zwar frag' ich mich auch hier vergebens, was dabei das Gesetzwidrige, das Strafbare gewesen. War es dies, daß ich überhaupt an dieser Stelle gesprochen? Aber ich habe Schauspieler, Sänger, Tänzer von dieser Stelle aus dem Publikum danken hören: ich konnte nicht argwöhnen, daß dem Dichter verboten sei, was Sängern und Tänzern verstattet wird. Oder wäre es der Inhalt meiner Danksagung, wären es

die Worte gewesen, welche ich gesprochen? Hier leg' ich auch sie zu Ew. Majestät Füßen nieder: wortgetreu, soweit es möglich ist, den Erguß des Augenblicks wortgetreu zu behalten: aber jedenfalls ohne die geringste Aenderung des Sinnes. — Ich sagte: wie ich sehr wohl fühle, daß ich die mir erwiesene Ehre nicht meinem Stücke selbst, sondern theils der Nachsicht des Publikums, theils dem künstlerischen Eifer der Darsteller zu danken habe. Vielleicht, fuhr ich fort, komme noch ein Drittes hinzu, vielleicht, daß die Gesinnung, welche sich in meinem Stücke auszusprechen suche, mit sympathetischem Klang die Herzen der Zuschauer berührt und sie nachsichtig gemacht habe gegen die Schwächen meines Kunstwerks. Ich glaube daher, setzte ich hinzu, meinen Dank nicht besser aussprechen zu können, als durch den Wunsch, daß diese Gesinnung immer allgemeiner, immer kräftiger sich entfalte und in fröhlichem Wachsthum hervorbringe, beides, Werke des Lebens, Werke der Kunst — und unter Anderm auch beßre Theaterstücke, als heut das meinige.

Dies meine Worte. Ich unterwerfe auch sie Ew. Königl. Majestät strengstem Richterspruche. Ja, ich habe mich auf meine Gesinnung berufen: und ich thue es hier noch einmal. Es ist die Gesinnung, in welcher nothwendig ein Jeder erglühen muß, der es wagt, den Glanzpunkt unsrer vaterländischen Geschichte, die Geschichte der Reformation, zum Inhalt eines Kunstwerks zu machen; es ist der Gedanke eines einigen, freien, durch Gesetze

starken, durch seine Stärke glücklichen Deutschlands; es ist der begeisterte Wunsch, daß aller reichster Segen des Glücks, alle höchste Blüthe des Ruhms über mein Vaterland komme! — Ich war zugegen, als Ew. Majestät zu Köln am Rhein den Grundstein des neuen Dombaues legten und mit lauter Stimme, vernommen von dem Zujauchzen Ihrer Völker, die Königlichen Worte sprachen: „daß Sie den Grundstein legten zu einer neuen freien Zeit!" — Dieser Gedanke einer künftigen neuen freien Zeit, dieser Wunsch, daß alle Keime der Gegenwart sich zu reifer Frucht glücklich entfalten mögen, belebt auch mein Stück; er war es zugleich, auf den auch ich in meiner Danksagung hindeutete. Und darum noch einmal: ich kann nicht glauben, daß ich das Verbot meines Stückes rechtlich verschuldet habe, weder durch mein Stück selbst, noch durch die Worte, welche ich dabei zum Publikum gesprochen.

Ew. Königl. Majestät haben den erhabenen Willen ernstlich kundgegeben, die Literatur durch Entfernung aller unnöthigen Hemmnisse zu erleichtern und zu unterstützen. Mildere Censurvorschriften und die preiswerthe Einrichtung des Obercensurgerichtes haben diese Königliche Absicht für alle gedruckten Bücher verwirklicht. Die Bühne allein ist schutzlos; sie entbehrt eines Gesetzes, das über die politische oder moralische Zulässigkeit der Bühnenstücke rechtlich entscheidet und mit starker Hand die Uebergriffe der Willkür abwehrt. Dergestalt muß sie sich unmittelbar unter Ew. Majestät erhabene Obhut stellen. Und

darum wag' ich es, gestützt auf den Inhalt meines Stückes und mein gutes Recht, Ew. Majestät allunterthänigst zu ersuchen:

Ein Hohes Königl. Ministerium des Innern allergnädigst anzuweisen, mir die Gründe zu dem Verbote meines mehrgenannten Stückes anzugeben, sowie mich zur desfallsigen Verantwortung zuzulassen;

eventualiter das Verbot meines Stückes selbst zurückzunehmen.

Auf einen Ersatz des pecuniären Verlustes, welcher mir, da ich mit der Königl. Hofbühne Betreffs des Moritz von Sachsen in ein Tantiemenverhältniß getreten, aus den behinderten Wiederholungen meines Stücks erwachsen ist, verzichte ich.

Der ich in tiefster Ehrfurcht verharre

Ew. Königlichen Majestät

Halle, August 30, 1844.

treugehorsamer Unterthan

R. E. Prutz, Dr. ph.

II.

Antwortschreiben Eines Hohen Ministeriums des Königlichen Hauses an den Dr. ph. R. E. Prutz in Halle auf dessen Immediatbeschwerde vom 30. August l. J.

Ministerium des Königl. Hauses. Nr. 2426.

Des Königs Majestät haben uns zu beauftragen geruht, Ew. Wohlgeboren auf die Eingabe vom 30. August c. zu eröffnen, daß bestimmungsmäßig Dramen, in welchen Personen dargestellt werden, die dem Königlichen Hause anverwandt sind, auf den inländischen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen sollen, und daß Allerhöchst dieselben sich nicht bewogen gefunden hätten, zu Gunsten des Trauerspiels „Moritz von Sachsen" eine Ausnahme zu gestatten. Daß dieses Stück bereits einmal auf der Bühne zu Berlin zugelassen worden, beruhe auf einer irrigen Auffassung

jener allgemeinen Bestimmung, welche bereits ihre Berichtigung gefunden habe.

Berlin, den 7. October 1844.

(gez.) Wittgenstein. Stolberg.

An
den Herrn Dr. Prutz
Wohlgeboren
zu
Halle a. d. S.

III.

Eingabe des Dr. ph. R. E. Prutz zu Halle an Ein Hohes Ministerium des Königlichen Hauses, in Erwiederung des von gedachten Hohen Ministerium ihm zugegangenen Schreibens vom 7. October l. J.)

Eines Hohen Ministeriums des Königl. Hauses

Schreiben vom 7. d. M., betreffend das Verbot meines Trauerspiels „Moritz von Sachsen" habe ich gestern erhalten und daraus ersehen, daß gedachtes Verbot durch die Einführung einer dem Königlichen Hause verwandten Person (ohne Zweifel des Markgrafen Albrecht) veranlaßt worden ist. Ich habe die Ehre hierauf zu erwiedern, daß ich diesen Markgrafen Albrecht durch eine neue Umarbeitung aus meinem Stücke gänzlich entfernen werde, dergestalt, daß er weder in Person auf der Bühne erscheint, noch überhaupt in meinem Stücke irgend wie vorkommt; einen Entwurf dieser Aenderung habe ich die Ehre, diesem Schreiben beizufügen *).

*) Derselbe ist hier fortgelassen, weil er für die rechtliche Beurtheilung des vorliegenden Falles ohne alle Bedeutung ist.

Da nun solchergestalt durch die Entfernung dieses anstößigen Königlichen Anverwandten auch der angegebene rechtliche Grund des Verbotes entfernt sein wird, so darf ich mich wohl mit Gewißheit der Hoffnung überlassen, daß auch dieses Verbot selbst aufgehoben und mein Stück, in dieser veränderten Gestalt, auf den preußischen Bühnen ins Künftige freien Zutritt finden wird: worüber ich der ausdrücklichen Erklärung, resp. Verfügung Eines Hohen Ministeriums wohl um so eher entgegensehen darf, als die Gefährdung, welche das bisherige Verbot meinen literarischen, wie pecuniären Interessen gebracht hat, mir eine schleunige Erledigung dieser Angelegenheit in der That höchst wünschenswerth macht.

Der ich bin

Eines Hohen Königlichen Ministeriums

ergebenster

R. E. Prutz, Dr. ph.

Halle, October 12. 1844.

IV.

Antwortschreiben Eines Hohen Ministeriums des Königl. Hauses an den Dr. ph. R. E. Prutz in Halle auf dessen Eingabe vom 12. October 1844.

Ministerium des Königlichen Hauses, Nr. 2667.

Ew. Wohlgeboren eröffnen wir auf die Eingabe vom 12. v. M., daß des Königs Majestät Allerhöchst Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerspiels Moritz von Sachsen mit den vorgeschlagenen Aenderungen nunmehr zu gestatten.

Berlin, den 6. November 1844.

(gez.) Wittgenstein. Stolberg.

An

den Herrn Dr. Prutz

Wohlgeboren

zu

Halle a. d. S.

V.

Immediateingabe des Dr. R. E. Prutz in Halle über das fortbestehende Verbot seines Trauerspiels Moritz von Sachsen.

Allerdurchlauchtigster König!

Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät Hohes Ministerium des Königlichen Hauses hatte auf meine allerunterthänigste Immediatbeschwerde vom 30. August d. J., betreffend das Verbot meines Trauerspiels Moritz von Sachsen, in Allerhöchstdero Auftrage mich dahin beschieden,

„daß bestimmungsmäßig Dramen, in welchen Personen dargestellt werden, welche dem Königlichen Hause anverwandt sind, auf den inländischen Theatern in der Regel nicht zur Aufführung kommen sollen, so wie daß Ew. Majestät Sich nicht bewogen gefunden, zu Gunsten meines Stückes eine Ausnahme zu gestatten."

Wiewohl ich nun in dieser Eröffnung eines Hohen Ministeriums den näheren Nachweis, in welcher Bezie-

hung diese vorschriftsmäßige Bestimmung zu meinem Stücke stehe, und welche namentlich von den Personen desselben es sei, deren Verwandtschaft mit Allerhöchst Dero Hause das Verbot meines Stückes begründet, zu vermissen hatte: so glaubte ich mich doch nach Lage der Dinge zu der Annahme berechtigt, daß Ein Hohes Ministerium hiebei speciell die in meinem Stück vorkommende Person des Markgrafen Albrecht von Culmbach, auch Markgraf von Brandenburg = Culmbach genannt, im Auge gehabt habe, und daß mithin diese Person es sei, deren Erscheinen auf der Bühne den rechtlichen Grund zu dem Verbote meines Stückes dargegeben. Es schien hienach für mich nichts näher zu liegen, als die weitere Folgerung, daß mit Entfernung dieser anstößigen Person auch der rechtliche Grund des Verbotes entfernt und folglich auch dieses selber aufgehoben werde. In diesem Sinne erlaubte ich mir unterm 12. October d. J. eine neue Eingabe an Ein Hohes Ministerium einzureichen, des Inhalts, daß ich bereit und Willens sei, die gesetzwidrige Person des Markgrafen Albrecht aus meinem Stücke, in der, in der Beilage näher angegebenen Weise, völlig zu entfernen: und schloß mit der Erwartung, hienach nun für mein verändertes, den Gesetzen nunmehr völlig conformes Stück auch ein Verbot zurückgenommen zu sehen, für welches eben durch diese Aenderung der bisherige gesetzliche Grund hinwegefallen.

Dieser Erwartung indessen ist nicht entsprochen worden. Vielmehr ist mir unterm 6. d. M. ein zweites

Schreiben Eines hohen Ministeriums des Königl. Hauses zugegangen, mit dem wörtlichen Inhalt:

„Daß des Königs Majestät Allerhöchst Sich nicht bewogen gefunden haben, die Aufführung des Trauerspiels Moritz von Sachsen mit den von mir vorgeschlagenen Aenderungen zu gestatten."

Dies der ganze Inhalt des gedachten Schreibens. Ich habe aufrichtig zu bedauern, daß es Einem Hohen Ministerium nicht gefallen hat, mir zugleich den rechtlichen Grund dieses erneuerten Verbotes anzugeben. Anzunehmen, daß das Verbot meines (veränderten) Stückes lediglich ein Act der Königlichen Souveränetät sei, mit anderen Worten, daß Ew. Majestät Allerhöchste Entscheidung über mein Stück eines rechtlichen, mit den allgemeinen Gesetzen des Landes in Einklang stehenden Grundes ermangele: dies auch nur einen Augenblick anzunehmen, scheint mir gegen die Ehrfurcht zu streiten, welche ich der Majestät des Thrones schuldig bin. Da mir nun von Ew. Königlichen Majestät Minister des Hauses, des Herrn Fürsten Wittgenstein Durchlaucht, mündlich die Versicherung gegeben worden, daß Ew. Majestät Minister in dieser Sache durchaus nichts weiter thun könnten, indem sie, ihrer amtlichen Bestimmung gemäß, lediglich Ew. Majestät Königlichen Willen zur Ausführung zu bringen hätten: so kann ich nicht umhin, Ew. Königliche Majestät in dieser Angelegenheit noch einmal mit einem unterthänigsten Immediatgesuche zu behelligen und zwar diesem:

daß Ew. Königliche Majestät Allerhöchst geruhen wollen, mir die gesetzlichen Gründe mittheilen zu lassen, auf welchen das fortdauernde Verbot des (umgearbeiteten) Moritz von Sachsen beruht.

Ich selbst vermag diese gesetzlichen Gründe nicht aufzufinden; im Gegentheil will es mir scheinen, als ob mein Stück (um dies noch einmal zu wiederholen) durch Entfernung des Albrecht von Culmbach den Gesetzen völlig entsprechend geworden ist, und glaube ich daher, daß auch der freie, gesetzmäßige Vertrieb dieses gesetzmäßigen Stückes und mithin auch die unbehinderte Aufführung desselben auf den preußischen Theatern mir in keiner Weise entzogen, beschränkt oder irgendwie verkümmert werden darf, es sei denn, daß man mir neue Gründe nachweise, welche das Verbot auch des geänderten Stücks gesetzlich rechtfertigen.

Möglich, daß ich hierin irre, möglich, daß die von Einem Hohen Ministerium erwähnte (wenn auch nicht näher bezeichnete) Bestimmung in Betreff der Königlichen Anverwandten nicht bloß den Albrecht von Culmbach, sondern auch die übrigen in meinem Stücke vorkommenden fürstlichen Personen, den Landgrafen Philipp von Hessen, die Sächsischen Fürsten und Fürstinnen, ja, den Kaiser Karl V. selber in sich schließt: da bei der seit Jahrhunderten stattgefundenen allgemeinen Verschwägerung sämmtlicher christlicher Regentenhäuser ohne Zweifel auch diese Personen, in einem gewissen Sinne, Anverwandte des Königlichen Hauses genannt werden

dürfen und mithin gleichfalls von den preußischen Bühnen rechtlich auszuschließen sind. In diesem Falle würde es äußerst wünschenswerth sein und erlaube ich mir, in meinem eigenen, wie dem Interesse der gesammten vaterländischen Literatur, die allerunterthänigste Bitte:

daß es Ew. Königlichen Majestät, zur Vermeidung ähnlicher Collisionsfälle, Allerhöchst gefallen möge, eine authentische Interpretation der in Frage stehenden Bestimmung zu veranlassen und namentlich eine genaue Angabe, im wievielten Grade historische Personen mit Ew. Majestät Königlichen Hause verwandt sein dürfen, um auf den Bühnen Allerhöchst Dero Länder noch ohne Anstand zugelassen zu werden.

Indem ich Ew. Majestät schließlich allerunterthänigst versichere, daß zu dieser erneuerten Immediateingabe mich lediglich die so natürliche wie gesetzmäßige Sorge um mein gutes Recht, keineswegs aber irgend welche Renitenz gegen Allerhöchst Dero Königliche Willensmeinung veranlaßt hat, verharre ich, die schließliche Lösung dieser Angelegenheit Ew. Königlichen Majestät Weisheit wie Gerechtigkeit vertrauend, in schuldiger Ehrfurcht

Ew. Königlichen Majestät

Halle, Nov. 18. 1844.

treugehorsamer Unterthan

R. E. Prutz, Dr. ph.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Prutz, Robert Eduard,

Robert Prutz' dramatische Werke

Bd.: 4

Leipzig 1849

P.o.germ. 1105 sg-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116507-2